Die «Deutsche Adria-Zeitung» erscheint täglich morgens, auch sonntags. Bezugspreis: in Italien monatlich Lire 25.—, im Reich monatlich RM 3.— zuzüglich RM 0.42 Zustellgebühr. Bestellungen aus Italien an den Verlag, im Reich bei jeder Postanstalt. Postverlagsort Klagenfurt 2. Zuschriften aus dem Reich und von Wehrmachts- und Einsatzdienststellen müssen mit dem Leitvermerk: «Durch Deutsche Dienstpost Adria» versehen werden. Z. Zt. ist Preisliste 1 v. 1./1./44 gültig.

S. I. A. P.
BIBLIOTECA COMUNALE
UDINE
VIA BARTOLINI
SVZJ

DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG

Triest, Piazza Goldoni 1. Fernsprecher: Sammelnummer 93 806; ausserdem über Militärnetz 210. Fernschreiber: 064 657. Berliner Schriftleitung: Berlin W 8, Jägerstrasse 70, Tel.: 11 26 17. Bankkonto: Sparkasse der Stadt Triest und Banco di Roma, Triest. In Tarvis: Banca del Friuli. Postscheck: Triest 11/6007. In Deutschl. Postscheckkonto der Dresdner Bank, Berlin Nr. 800 mit Angabe «für Deutsche Adria-Zeitung, Triest», K.to 642 111.

Nr. 267 - Jahrgang 1 | TRIEST, Sonntag 8. Oktober 1944 | Preis L. 1.—, im Reich 20 Rpf.

11 000 Polen in Warschau gefangen

BERLIN

Bei der Kapitulation der Aufständischen in Warschau wurden bisher in geschlossenen Verbänden 11000 Polen, darunter 1042 Offiziere und Generäle, gefangengenommen. Alle Verwundeten und Kranken wurden inzwischen in Lazarettbehandlung genommen. Weitere schwächere Kontingente der Verbände Komorowskis sind mit Zustimmung der deutschen Kommandostellen noch zum Polizei- und Ordnungsdienst bei der Evakuierung der Warschauer Bevölkerung und dem Abtransport ihrer Waffen aus der völlig zerstörten Stadt eingesetzt, die voll im Gange ist.

Morgenthaus Hungerparole

GENF

Der Vernichtungsplan des USA-Juden Morgenthau, der in Quebec zum Beschluss erhoben worden ist, findet in der Oeffentlichkeit Englands und der USA immer wieder stärksten Beifall. «News Chronicles» veröffentlichte dieser Tage unter der Ueberschrift «Hungrige Deutsche» eine Meldung aus New York, in der gesagt wird, die Deutschen müssten sich mit weniger Nahrungsmitteln als ihre Nachbarländer zufriedengeben.

Dieser Hungerparole entspricht die Anweisung, die amerikanische Divisionen erhalten haben. Darin heisst es, dass von den Alliierten keine Nahrungsmittel für die deutsche Zivilbevölkerung geliefert werden. Ein neuer Beweis dafür, dass die Vernichtungspläne bereits ihren Niederschlag in den Verhaltungsmassregeln für die Feindtruppen erhalten haben. Wir zweifeln nicht daran, dass, würden die Anglo-Amerikaner Deutschland besetzen, sie die Vernichtungsparolen bis ins Kleinste in die Wirklichkeit umsetzen würden.

Konflikt Roosevelt-Hull

BERN

Wie der Londoner Korrespondent der «Tat» meldet, ist den Zeitungen in London zu entnehmen, dass sich ein tiefgehender Konflikt zwischen Roosevelt und seinem Aussenminister Hull herausgebildet hat. Man betrachte es für feststehend, so heisst es, dass Hull bei einer Wiederwahl Roosevelts nicht im Amt verbleiben werde. Der Konflikt sei darauf zurückzuführen, dass Hull sich mehrfach übergangen fühle, und zwar hauptsächlich im Falle Morgenthau, als der Finanzminister zur Diskussion politischer Pläne über die Nachkriegsbehandlung Deutschlands direkt nach Quebec gerufen worden ist.

Moskaus Sprung nach Paris

Sowjetrussischer Botschafter Bogomolow im Kielwasser Eisenhowers
Der Kreml unterminiert das europäische Vorfeld Englands

Von unserem Korrespondenten Dr. Paul Graf Toggenburg

BERLIN

In dieser Tagen hat Dimitri Bogomolow, «Staatsminister» der Sowjetunion beim französischen Befreiungskomitee, seinen Einzug von Algier kommend in Paris in der Rue Grenelle gehalten. Ein schicksalschweres Datum nicht nur für den neuen, aber altvertrauten Wirkungskreis Bogomolows. Der 54jährige Sibirier hat einen weiten Weg vom ehemaligen Handelsangestellten in Wladiwostok bis zum Botschafter im «befreiten» Frankreich zurückgelegt. Uebrigens ein symbolischer Weg, denn er verkörpert im Werdegang dieses eiskalten und rücksichtslosen Agenten der modernen Sowjetdiplomatie die grosse transkontinentale «Aufmarschbahn der Sowjets von Wladiwostok bis nach Brest», wie sich eine englische Zeitschrift ausgedrückt hat.

Bagamolow knüpfte 1937 in Spanien jene Verbindungen zur roten Unterwelt Westeuropas an, die ihn später für seine Arbeit in Algier und nun in Paris prädestinieren. Nach einem kurzen Zwischenspiel 1940 in Vichy, wo er sich jedoch den Amerikanern gegenüber nicht behaupten konnte, wird er Botschafter bei den Exilregierungen in London.

Mit dem Instinkt des berufsmässigen Erpressers erkannte er die grossen Möglichkeiten, die ihm in der Person des unbefriedigten wie überaus ehrgeizigen Generals De Gaulle geboten wurden. Der Franzose wurde bald sein eifrigster Mitspieler und schliesslich sein unbewusstes Werkzeug. Bogomolow ebnete De Gaulle den Weg vom Hotelzimmer-Regenten in Belgrava Square zum Kerenski Frankreichs. Als der Gegenkandidat Roosevelts, Giraud, nach Washington eingeladen und die amerikanische Kolonialpolitik Frankreich gegenüber allzu aufdringlich wird, wird Bogomolow demonstrativ aus London abberufen und zum sowjetischen Botschafter mit «Staatsminister»-Rang (eine Anwort auf die britischen und amerikanischen Prokonsuln in Afrika) nach Algier geschickt.

Hier beginnt das Spiel mit offenen Karten. Nachdem Maiski in London und Litwinow in Washington abberufen sind, übernimmt Bogomolow verstärkt durch Wyschinski im Mittelmeerausschuss die Starrolle als «Pionier der sowjetischen Nachkriegsordnung in und rund um Europa». Die grossen Linien der Dschungeltaktik des Kreml treten bald immer klarer hervor. Bogomolow baut sich binnen weniger Wochen, gestützt auf seine Erfahrungen in Spanien und im Londoner Emigrantenquartier, das Gerüst eines kommunistischen Frankreichs auf, das ihm zunächst in der örtlichen nordafrikanischen Tarnung schliesslich den Absprung mitten hinein in die morsche westeuropäische Koalitionsvorstellung der Alliierten ermöglichen sollte.

Bogomolow bleibt subtil. Er setzt dem robusten kaufmännischen Militarismus Eisenhowers und Murphys die doktrinäre Pedanterie des Engländers Mc Millan entgegen, dem naiven Schwächling Giraud den verschlagenen Ehrgeiz De Gaulles gegenüber. Das Ergebnis ist, dass der Sibirier langsam, aber sicher zum Zünglein an der Waage wird. Bogomolow vergisst aber auch nicht, «Revolution» zu machen. Seine Banketts, mit denen er die französischen Parlamentarier bewirtet, erlangen bald eine gewisse Berühmtheit. Aus dem Herdfeuerchen, an dem die verkalkten grossen und kleinen Akteure der dritten Republik sich ihre steifen Finger wärmen zu können glaubten, wird fast unmerklich die schwelende Flamme der systematischen sowjetischen Verseuchung. Der Algier-Ausschuss wird radikalisiert, ein Kommunist nach dem anderen betritt durch die Hintertür die Bühne. Die Gefängnisse und Internierungslager in Nordafrika leeren sich im gleichen Ausmass, wie sich die Gefolgschaft, nach aussen hin De Gaulles, in Wirklichkeit aber Bogomolows, füllt. So entsteht ein «französisches Parlament», und so entsteht, nachdem Bogomolow mit seinen kommunistischen Handlangern «die Säuberung der Armee von reaktionären Elementen» durchgeführt hat, eine «neue französische Volksarmee», fix und fertig zum Versand, wenn die Stunde der «Befreiung» des französischen Mutterlandes schlagen sollte. Dem Unternehmen Eisenhowers, der nach Roosevelts Besuch in Casablanca das USA-Dominion Afrika propagiert, stellt Bogomolow die Parole von der «neuen Grossmacht Frankreich» unter sowjetischem Protektorat entgegen. Im Karpfenteich der Amerikaner frisst sich der sowjetische Hecht rund und feist. Das Fehlen von Eignung und Kenntnis des lokalen Kolorits, mit dem die Amerikaner hier ihren ersten Versuch einer Auseinandersetzung mit den Abgründen und dem Abschaum des Schachers in und um Europa gegenüberstehen, erleichtert ihm sein Spiel. Kurz nach der Moskauer Konferenz wagt er seinen Haupterfolg, die Verabschiedung Girauds. De Gaulle, dem er bereits durch die sowjetische Intervention im Syrien-Konflikt gegenüber den Engländern beigesprungen war, sieht sich nun seinem neuen Brotgeber vollständig ausgeliefert. Bogomolow hat das langwierige Schaukelspiel zwischen Washington und London, den erbitterten Zweikampf Giraud kontra De Gaulle und das zähe Ringen zwischen Murphy und Mc Millan nach eigenem Rezept beendet. De Gaulle ist unwiderruflich in seine katastrophale Kerenski-Rolle gestossen. Am 26. Jahrestag der Roten Armee muss er zum erstenmal in der Geschichte der «Ville blanche» die rote Fahne über Algier, dem Kronjuwel im französischen Ueberseebesitz, aufziehen. Auf der Festtribüne, vor der die Marokkaner und Berber, die «neue französische Armee», unter den Klängen der Sowjethymne defilieren, steht breit schmunzelnd Bogomolow. «Die Sowjetunion hegt die tiefste Freundschaft für Frankreich», erklärte er in seiner Ansprache, und De Gaulle antwortete devot: «dem geliebten und mächtigen Verbündeten».

Dies ist mehr als symbolisch, dass der erste Botschafter, der nun im «befreiten» Paris eingezogen ist, der Abgesandte Stalins ist.

Breit, und mit dem gleichen triumphierenden Grinsen, hat er sich den Logensitz für das Zwischenspiel «befreites Frankreich» gesichert. Hier wie dort im Kielwasser Eisenhowers. Der Amerikaner führt Krieg und erlässt Proklamationen, der Sibirier fährt die Ernte ein.

«Es sind jetzt bald 40 Jahre her, seit dem ich davon überzeugt wurde, dass die Geschicke Grossbritanniens und Frankreichs untrennbar miteinander verflochten sind», erklärte Churchill in seiner letzten Unterhausrede. Es klang wie ein Alarmruf. Ost- und Südosteuropa, ja selbst Italien, konnten noch als Experimentierfelder von England betrachtet werden, auf denen man dem mächtigen sowjetischen Gegenspieler schrittweise ausweichen konnte. Mit Frankreich hat man jedoch die Grenzen dieser Ausweichmöglichkeiten erreicht. Hier handelt es sich um absolut vitalste britische Hauspolitik, um das für die Insel unerlässliche Vorgelände. Es ist deshalb auch durchaus verständlich, dass Churchill den politischen Teil seiner Berichterstattung im Unterhaus nach der Quebec-Konferenz in weichste Watte verpackte. Am 21 Mai 1943 sprach der gleiche Churchill noch von einem Zwischeneuropa, von einem regionalen Paktsystem als das Kriegsziel-Englands. Wenige Monate später wagte die «Times» nur mehr von einer «gewissen Zonenaufteilung» zu flüstern und nun meint Eden kleinlaut, dass Frankreich, Belgien, Holland, Spanien und Portugal, und, «wenn möglich Dännemark und Norwegen» in der einen oder anderen Weise zu einem Westeuropäischen Block zusammengeschlossen werden könnten.

Eden weiss natürlich ganz genau, dass Bogomolow mit seinem Einzug in Paris bereits die Sprengkapsel unter diese Verzweiflungskombination gelegt hat. Ungestört und völlig ungerührt von diesen Ergüssen hat sich Bogomolow in der Rue de Grenelle an die Arbeit gemacht, um den britischen Rückzug vom europäischen Gleichgewicht über den westeuropäischen Block auf die Stützpunkte im Emigrantenquartier von Belgravs Square entsprechend zu beschleunigen.

Abwehrerfolg in Serbien

Erbitterte Kämpfe im ungarischen Grenzraum - Sowjets am Duklapass abgewiesen - Neue Massenangriffe bei Schaulen

BERLIN

Der bolschewistische Druck auf die Räume um das Eiserne Tor und Belgrad hat sich in den letzten 24 Stunden weiter verstärkt. Nördlich der Donau gelangten sowjetische Panzerspitzen bis in den Bereich der Theiss-Mündung, ohne dass es hier bisher zu grösseren Kämpfen gekommen wäre. Versuche der Sowjets, in Stärke von etwa drei Regimentern und einigen motorisierten Einheiten von Nordosten her gegen Belgrad Raum zu gewinnen, wurden blutig abgewiesen. Auch östlich der Festung wurde der sowjetische Vormarsch zum Stehen gebracht.

Zajecar behauptet sich

Erbitterte Kämpfe entwickelten sich im Gebiet von Zajecar. Die Besatzung der Stadt war bereits vor einigen Tagen von überlegenen sowjetischen Kräften eingeschlossen worden. Sie wurde dann durch einen kraftvoll geführten Stoss deutscher SS-Verbände wieder freigekämpft, setzte sich jedoch um einige Kilometer nach Westen ab, nahm dann aber die Stadt Zajecar wieder in ihren Besitz. Hiergegen wurden gestern zwei sowjetische Schützendivisionen eingesetzt, die bei gleichzeitigem heftigem Frontalangriff durch weitausholende Ueberflügelung erneut den Versuch machten, die deutschen Sicherungsverbände einzuschliessen und zu vernichten. In den erbitterten Kämpfen gelang es den Verteidigern von Zajecar jedoch, sich voll zu behaupten und den Druck auf die Flanken abzuwehren. Die Bolschewisten erlitten hier ausserordentlich hohe blutige Verluste.

Im bulgarisch-mazedonischen Grenzraum machten bolschewistisch-bulgarische Regimenter mit starker Artillerie- und Luftwaffenunterstützung den teuer bezahlten und vergeblichen Versuch, den Grenzpass östlich von Kriva Falanka in ihre Hand zu bringen.

Im ungarisch-rumänischen Grenzgebiet traten die Bolschewisten gestern zu dem seit längerer Zeit erwarteten Grossangriff in nordwestlicher Richtung beiderseits der Bahn von Arad nach Budapest an. Hier entwickelten sich nördlich von Arad, vor allem im Raum Gyula Lerekis in den frühesten Morgenstunden erbitterte Kämpfe mit ungarischen Honved-Formationen.

Auch westlich und südlich von Grosswardein kam es während des ganzen Tages zu lebhaften Kampfhandlungen, in deren Verlauf die vordringenden Bolschewisten durch deutsche und ungarische Gegenangriffe unter teilweise beträchtlichen Verlusten überall wieder auf ihre Ausgangsstellungen zurückgeworfen wurden. Ebenso zerschlugen deutsche und ungarische Kräfte südwestlich von Klausenburg bei Thorenburg, sowie im Einbruchsraum westlich von Neumarkt starke sowjetische Angriffe, wobei die vorstossenden bolschewistischen Formationen sehr hohe Ausfälle hatten.

Die Kämpfe in den Ostbeskiden haben einen vorläufigen Abschluss gefunden. Sie endeten mit einem vollen deutschen Erfolge, da es dem Gegner nicht gelang, den Dukla-Pass zu gewinnen. Seine Menschen- und Materialverluste sind hier sehr erheblich.

Im Mittelabschnitt der Ostfront lebten die Säuberungskämpfe am Westufer des unteren Narews nördlich von Serok, wieder auf. Insgesamt wurden gestern 95 Panzer und Sturmgeschütze, 157 Geschütze aller Kaliber, 18 schwere Granatwerfer sowie zahlreiche Maschinenwaffen aller Art erbeutet oder vernichtet.

Panzerschlacht im Nordabschnitt

Der sowjetische Grossangriff, der am Vortage im Raum Schaulen begonnen hatte, griff gestern weiter auf den Nachbarabschnitt von Raseinen über. Insgesamt stehen jetzt auf breiter Front mehrere sowjetische Panzerarmeen mit etwa 15 Schützendivisionen und weiteren zum Teil motorisierten Verbänden, die durch laufende Schlachtfliegereinsätze unterstützt werden, im Angriff gegen die deutschen Sicherungsformationen. Die Kämpfe, die den ganzen Tag über mit unverminderter Heftigkeit andauerten, führten an mehreren Stellen zu tiefen Einbrüchen, ohne dass es jedoch den Bolschewisten gelungen wäre, den Zusammenhang des deutschen Verteidigungssystems aufzureissen.

Im Raum östlich und nördlich von Riga verliefen die deutschen Absetzbewegungen zur Gewinnung verkürzter Fronten überall planmässig, obwohl die Bolschewisten hier besonders stark nachdrängten.

Auch auf der Insel Oesel standen die deutschen Verbände den ganzen Tag über in harten Abwehrkämpfen vor allem im Nord- und Ostteil der Insel.

Mihailowitsch auf der Flucht

Eigene FS-Meldung

PRESSBURG

Der Bandenführer General Draga Mihailowitsch ist mit seinen Stabsoffizieren nach Bosnien geflüchtet, wird aus Serbien gemeldet. Mihailowitsch soll sich auf der Flucht vor den anrückenden Sowjettruppen befinden.

Enthüllungen eines Finnen

STOCKHOLM

Wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, dass die Sowjets schon lange vor Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges den Ueberfall auf Deutschland vorbereitet hatten, so wird er durch Mitteilungen des früheren finnischen Finanzministers Mauno Pakkala geliefert, die von einer schwedischen Wochenschrift wiedergegeben werden. Pekkala machte auf einer Versammlung in Helsinki die Mitteilung, dass die Sowjetregierung 1938 bei der finnischen Regierung angefragt habe, wie sie sich im Falle eines deutsch-sowjetischen Krieges verhalten würde. Die Enthüllung beweist, dass der Kreml, während er nach aussen hin noch ein gutes Verhältnis zwischen der Sowjetunion und Deutschland vortäuschte, die Lage für einen Krieg gegen Deutschland sondiert hat.

Feindliche Tiefflieger versuchen unseren Nachschub im italienischen Kampfraum zu stören. Leichte Heeresflak auf Selbstfahrlafette drängt die angreifenden Feindmaschinen in hartem Kampf von den Strassen ab

Tiger rollen zu einem Gegenangriff. Auch während der Fahrt sind die Panzer gegen die ständig angreifenden Jagdbomber getarnt

Aufn.: PK. Rieder und Michelijak

Bemerkungen zur Lage

Vertrauen

V.Lr. — *1918 hatte das deutsche Volk niemanden, zu dem es Vertrauen hätte besitzen können. Wohl gab es auch damals Männer, wie etwa Hindenburg und Ludendorff, denen es gern willig gefolgt wäre, wenn diese beiden grossen Heerführer des Weltkrieges auf allen Sektoren des öffentlichen Lebens ein entscheidendes Wort hätten mitsprechen können. Diejenigen aber, die kraft ihres Amtes dazu berufen gewesen wären, das deutsche Volk aus der Novemberkrise herauszuführen, versagten im Augenblick, wo es darauf ankam. Haltlos verschwanden sie im Hintergrund.*

Heute ist von der deutschen Führung zweifellos wieder eine Krise zu überwinden, die umso ernster erscheint, als sich der Krieg mittlerweile den Nervenzentren des Reiches in bedrohlicher Weise genähert hat. Niemand vermag auch zu leugnen, dass das deutsche Volk in dem Zustand von 1918 niemals die Schwierigkeiten der Gegenwart zu meistern in der Lage sein würde und dem Zusammenbruch Italiens, Rumäniens und anderer Verbündeter rasch auch die von den Alliierten schon so lang erhoffte Kapitulation der Reichsführung, wenn diese der damaligen ähneln würde, auf dem Fusse gefolgt sei?

Denn in der Tat erscheint es ungeheuerlich, welchen Belastungen die deutsche Nation, die Front ebenso wie die Heimat, schon seit Wochen und Monaten ausgesetzt ist. Ständig vom feindlichen Luftterror bedroht, oft in wenigen Minuten seiner gesamten Habe beraubt und unter primitiven Umständen lebend, wie er sie sich vor Beginn dieses Krieges niemals hätte vorstellen können, hält der Deutsche zuhaus ebenso unentwegt aus, wie draussen der Frontsoldat, der nun schon seit mehr als fünf Jahren kein eigenes Bett mehr kennt und auch sonst sein Leben den im Frieden selbstverständlichen Freuden und Bequemlichkeiten entwöhnt hat. Welches Volk, das kulturell und zivilisatorisch stets hohe Ansprüche zu stellen gewohnt ist, hat schon derartig Opfer in einem Krieg und nicht zuletzt in diesem Völkerringen auf sich genommen, als gegenwärtig das deutsche?

Nicht um die eigene Leistung dem psychischen und physischen Vermögen der anderen Völker wägend gegenüberzustellen, heben wir dies hier hervor, sondern allein, um zu zeigen, wie stark das Vertrauen sein muss, das jeder einzelne Deutsche, ob Mann oder Frau, seiner Führung gegenüber empfindet. Diese gläubige Hingabe ist in den fünf harten Kriegsjahren auch nicht durch die oft empfindlichen Rückschläge vermindert worden. Nur noch fester aneinander geschlossen hat uns das jeweilige Unglück. Härter und noch kampfbereiter ist das deutsche Volk jedesmal geworden, da es sieht, dass auch seine Führung noch totaler und energischer diesen Krieg zu einem siegreichen Ende zu bringen entschlossen ist.

Wenn wir nun nach dem Grund dieses schier unerschütterlichen Vertrauens aller Deutschen zu ihrer nationalsozialistischen Führung forschen, so werden wir feststellen, dass dieses Vertrauen keineswegs auf Sand gebaut ist, sondern sich in jedem Fall auch als berechtigt erwiesen hat. Ob Stalingrad oder Avranches, selbst ob es sich um die innere Krise des 20. Juli handelte, immer hat die Spitze des Reiches ein tapferes Vorbild der Ruhe und Entschlossenheit geboten, und stets haben die vom Führer angeordneten Gegenmassnahmen erstaunlich rasch eine Konsolidierung der Lage herbeigeführt. Ja, man kann behaupten, dass wir jedes Mal auch die schwierigsten Situationen letzthin zu unseren Gunsten entschieden haben.

Wer hätte im feindlichen Lager oder neutralem Ausland jemals geglaubt, dass wir Ende Juli den Massenansturm der Sowjets an der deutschen Grenze würden aufhalten können; wer hätte drüben auf der anderen Seite nicht damit gerechnet, dass der von den Alliierten herbeigeführte «Erdrutsch» im Westen uns über kurz oder lang zum Verhängnis werden würde. Stets aber hat die deutsche Kriegführung allen Erwartungen zum Trotz die Lage in geradezu überlegener Weise gemeistert.

Vor allem hat der Feind gehofft, dass die vermehrten Belastungen, die dem deutschen Volk zwangsläufig auferlegt sind, Führung und Nation im Dritten Reich trennen würde. Das Gegenteil hat sich als wahr herausgestellt. Nur noch fester ist jeder Deutsche davon überzeugt, dass nur im Vertrauen zum Führer und seinen Mitarbeitern dieser unerbittliche Krieg durchgestanden werden kann.

Englands Weg ins Nichts / Von Georg Gobbert

TRIEST

So phrasenreich die letzte Unterhausrede Churchills im allgemeinen auch gewesen ist, dem Totengräber des englischen Weltreiches sind dennoch einige Geständnisse entschlüpft, die das ganze Dilemma offenbaren, in das England unter seiner Leitung politisch getrieben worden ist. Wie ein roter Faden zog sich durch seine Rede die Sorge, durch die lange Dauer des Krieges könnten politische Probleme heraufbeschworen werden, die für England nicht mehr zu lösen sein würden und das illusionistische Friedensbild, das dem englischen Volk vorgegaukelt wurde und noch wird, brutal zerreissen könnten. Neben der Feststellung Churchills, der Krieg in Europa könnte in diesem Herbst noch nicht beendet werden, er werde vielmehr noch mehrere Monate des Jahres 1945 beanspruchen, hat sein indirektes Eingeständnis, dass politische Probleme von weitesttragender Bedeutung schwer auf den Gemütern der englischen Staatsmänner lasten, bei Freund und Feind das grösste Aufsehen erregt. Daher auch seine offensichtlich an die Adresse Washingtons gerichtete, geradezu beschwörend wirkende Mahnung, jetzt noch keine Konstruktionen über Nachkriegsregelung und den neuen Völkerbund aufeinanderzutürmen, sondern damit zu warten, bis der Krieg in Europa beendet sei, was so rasch wie möglich geschehen müsse.

Churchill hat allen Grund, die politische Entwicklung, die der Krieg im Zuge der Erfolge der Alliierten genommen hat, mit grösster Sorge zu verfolgen. Alle Welt sieht täglich von neuem, dass ihm jede Möglichkeit, diese Entwicklung unter seiner Kontrolle zu halten, genommen ist. So gerne er sich in seinen rhetorischen Posen als der alte, selbstsichere John Bull des viktorianischen Zeitalters gibt — was ihm von dieser symbolischen Figur britischer Macht und Grösse eigen ist, sind lediglich das dicke Fell und die Brutalität, Betrug und Krämergeist — so sicher wird Churchill der letzte Engländer sein, der von sich wird sagen können, er habe einmal ein Weltreich von gigantischer Grösse und Machtfülle regiert. Mit seinem Namen wird für immer der Untergang des Empire verbunden sein. In die Geschichte wird er daher nicht als John Bull des zwanzigsten Jahrhunderts, sondern als der Liquidator der durch die Queen repräsentierten Macht Grossbritanniens eingehen.

Weshalb ist England im Jahre 1939 in den Krieg eingetreten? Weshalb hat es ohne greifbaren Grund Deutschland den Krieg erklärt und in dieses sein bisher grösstes Kriegsabenteuer zunächst Frankreich und dann zahlreiche andere Länder hineingezogen? Es ging den englischen Staatsmännern, vor allem Churchill, der damals schon in Wahrheit der Inspirator der grossen Linie der britischen Kriegspolitik war, darum, das sogenannte «Gleichgewicht der Kräfte in Europa» aufrecht zu erhalten, das heisst, England wollte auch weiterhin unter allen Umständen in allen machtpolitischen Fragen auch im äussersten Winkel des Kontinents nicht nur mitreden, sondern überhaupt das entscheidende Wort sprechen. Daher die Fülle von «Garantien», von Hilfsversprechen, von geheimdiplomatischen Absprachen, daher auch die masslose Verleumdung der Politik des nationalsozialistischen Deutschlands, das nichts anderes wollte, als sich in Europa die Stellung zu sichern, die ihm vermöge seiner volklichen Kraft, seiner geistigen und kulturellen Sendung zusteht.

Es ist erstaunlich, dass auch am Beginn dieses Krieges wieder einige europäische Völker mit geradezu erschütternder Selbstverständlichkeit auf die englische Phrase hereingefallen sind, Grossbritannien sei gewissermassen von der Vorsehung als «Beschützer der Kleinen und Schwachen» ausersehen. Obwohl es in Europa, angefangen von den Spaniern über die Holländer bis zu den Franzosen, kaum eine Nation gibt, die in den vergangenen Jahrhunderten nicht die bittersten Erfahrungen mit den Engländern gemacht hätten, wiederholte sich das tragische Schauspiel vor Beginn des Krieges zunächst mit den Tschechen, dann mit den Polen, den Griechen, den Serben. Wenn England die europäischen Kleinvölker gegen das Reich aufstachelte und dem Scheine nach in «Schutz» nahm, dann doch ausschliesslich darum, um nicht etwa tschechische, polnische, griechische oder serbische Interessen wahrzunehmen, sondern ausschliesslich britische. Es ist die Tragik unserer Zeit, dass die trüben Erfahrungen mit der heuchlerischen britischen Politik seit Elisabeth bei den europäischen Völkern nicht die Einsicht hervorgerufen haben, dass alles, was von London gefordert, angeboten oder abgewiesen wird, lediglich dem einen Ziel dient: Stützung und Vermehrung der Macht Grossbritanniens.

Das «Gleichgewicht der Kräfte» sah England durch den Wiederaufstieg Deutschlands, das sich der Fesseln von Versailles endgültig entledigt hatte, am meisten bedroht. Die Ueberwindung des deutschen Partikularismus, der im Bismarck'schen Reich noch bestanden hatte, und der Anschluss vor allem der Ostmark und des Protektorats Böhmen und Mähren, also die Schaffung des Grossdeutschen Reiches, war für England unverwindbar, obwohl ihm vom Führer die Zusammenarbeit, ja der Schutz des Empire durch die deutschen Machtmittel in grosszügigster Weise angeboten wurden.

Kann England sein zu Beginn des Krieges proklamiertes Kriegsziel überhaupt noch erreichen? Die politische Situation am Anfang des sechsten Kriegsjahres gibt jedem, der die Dinge nicht nur durch die Brille der anglo-amerikanischen Agitation sieht, hinreichend Aufschluss. Polen, das von England dazu ausersehen war, als erstes europäisches Volk für Englands Grösse und Macht zu sterben, ist heute, soweit es bereits von den Sowjets in Besitz genommen ist, wenn auch noch nicht de jure, so aber doch de facto staatlicher Bestandteil der Sowjetunion. Wie selbstmörderisch es ist, auf britische Hilfe zu bauen, hat Polen in diesen Wochen zum zweiten Mal erfahren müssen. Der mit grossen englischen und sowjetischen Versprechungen in Szene gesetzte Aufstand in Warschau hat aller Welt erneut gezeigt, dass das Volk, das auf England baut, auf Sand gebaut hat. Die Tragik, die in diesem neuen furchtbaren Blutbad von Warschau liegt, wird vollends offenbar, wenn man nun Zeuge des geradezu widerlichen Streites um Schuld und Nichtschuld ist, der zwischen der polnischen Emigranten-Regierung in London und der Regierung Churchills auf der einen und den Moskauer Machthabern auf der andern Seite im Gange ist. Die Polen mussten zum zweiten Mal unter Strömen von Blut zur höheren Ehre Englands als Verlierer die Walstatt verlassen.

Der Blick auf den Balkan zeigt in nicht minder drastischer Weise den geradezu erdrutschartigen Zusammenbruch der einstigen britischen Vorstellung von der machtpolitischen Zusammensetzung Südosteuropas. Dort, wo London einmal starke wirtschaftliche und politische Positionen besass, in den Ländern des Balkans, die für England das klassische Experimentierfeld der «Politik des Ausgleichs der Kräfte» waren, befinden sich heute fast keine Nationen mehr, die Herr ihrer Entschlüsse wären, sondern Vasallen des bolschewistischen Russlands — einstige Nationen, die nur noch mit ihrem Namen an die frühere Freiheit erinnern, unter dem sie künftighin als Sowjetrepubliken weiter vegitieren werden. Die Sowjetunion hat die ihr von England und Amerika gewährten Möglichkeiten der Entfaltung der alten imperialistischen Politik in eiserner Konsequenz ausgenutzt und verwirklicht. Heute stehen nicht etwa britische oder amerikanische Truppen in der Nähe des Bosporus und der Dardanellen, sondern bolschewistische; es sind auch keine amerikanischen oder englische Soldaten, die sich an den Gestaden der Aegäis festgesetzt haben, sondern ebenfalls bolschewistische. An vielen Punkten, an denen England bis 1941 keinen Fussbreit Boden niemals freiwillig aufgegeben hätte, ist heute der Bolschewismus die allein dominierende Macht. Dazu kommt noch, dass die berühmte britische Landbrücke nach In-

Aus dem Inhalt

Englands Weg ins Nichts / Von Georg *Gobbert*

Germanische Seherinnen / Von Franz Xaver *Zimmermann*

Denken alle Spanier so? / Von Gisela *Döhren*

Die Geste oder italienische Beredsamkeit / Von Dr. Karl *Graak*

Meines Pudels Ende / Eine Stammtischplauderei / Von Rudolf *Baumbach*

Die Rosen der Gräfin Saint-Loup / Von Karl Josef *Keller*

Dem Leben lernen. / Worte von Johann Gottfried *Herder*

Die Schanzer / Von R. *Pförtner*

Friaul unter Fürsten und Patriarchen / Von Viktor *Orsini*

Humor - italienisch gewürzt / Zeichnungen aus italienischen Zeitungen

Forum / Briefe an die Deutsche Adria-Zeitung

dien, der Nahe Osten, heute ebenfalls bereits räumlich und daher machtmässig mit der Sowjetunion geteilt werden muss. Es ist darum begreiflich, wenn die Erinnerung an den alten zaristisch-russischen Drang nach dem Persischen Golf in den Köpfen der Engländer keineswegs beruhigende Gedanken auslöst. Die Entwicklung in Nordafrika und in Frankreich schliesslich trägt in einer Weise bolschewistische Tendenzen, die auch das hartgesottenste britische Herz insgeheim berühren muss. Aus den einstigen Festlandsdegen der britischen Kriegführung, mit deren Hilfe sie sich in Europa endgültig und unwiderruflich in den Sattel setzen wollte, sind bolschewistische Glacis geworden, die kaum je wieder von irgendeiner englischen Macht überwunden werden können.

Die Entwicklung im Nordosten Europas steht ebenfalls unter Vorzeichen, die alles andere denn dem entsprechen, was sich England einmal dort gewünscht hatte. Finnland hat, ebenso wie Rumänien und Bulgarien im Südosten, offenbar immer noch vertrauend auf die britische und amerikanische Hilfe, den Kampf um Freiheit und Ehre aufgegeben. Damit wird auch Finnland als östliches Vorfeld von Skandinavien über kurz oder lang der Machtsphäre des Kreml einverleibt sein. Wie ungeheuer, ja alarmierend die Gefahr des uferlosen imperialistischen Drangs der Bolschewisten nach Westen für Skandinavien ist, dafür ist die Besetzung der Aland-Inseln unmittelbar vor der Haustür der schwedischen Hauptstadt ein von allen Völkern nicht zu übersehendes Fanal. Wer garantiert den Schweden, dass Stalin nicht morgen schon den Fuss auf nordnorwegischen Boden zu setzen versucht, womit er ja nichts anderes täte, als den Buchstaben des «Vertrags» zu erfüllen, den die norwegische Exil-Regierung in London vor einigen Monaten mit ihm abgeschlossen hat!

Die angstvollen Aeusserungen, die jetzt plötzlich in den gleichen schwedischen Blättern auftauchen, die vorher nicht eindringlich genug den Finnen raten konnten, sich den Sowjets bedingungslos an den Hals zu werfen, sprechen für sich und sind zweifellos von der Sorge diktiert, dass die unmittelbare Nachbarschaft des Bolschewismus unweigerlich und unaufhaltsam die innerpolitische Machtstruktur in Schweden beeinflussen und schliesslich vollständig umgestalten müsse. Die jüngsten Wahlen zum schwedischen Reichstag haben, wenn sich auch die bürgerlich-marxistische Koalition noch die Mehrheit sichern konnte, ein Anwachsen der kommunistischen Stimmen gebracht, das beträchtlich ist und daher nicht übersehen werden kann. So wäre es denn auch nur eine Frage der Zeit, bis sich der Kommunismus als Vorläufer des staatlich organisierten Bolschewismus auch ganz Skandinaviens bemächtigte, stünde nicht in Norwegen noch die deutsche Wehrmacht, die die Westküste Skandinaviens vor dem Zugriff Stalins schützt. Die Auswirkungen einer solchen Entwicklung in Skandinavien auf Englands Stellung liegt auf der Hand.

Berücksichtigt man schliesslich noch die Tatsache, dass Grossbritannien sehr wesentliche Teile seiner ozeanischen Besitztümer verloren hat, und zwar nicht etwa an Deutschland, sondern an Japan und an seinen grossen Verbündeten Nordamerika, dann wird die Situation, in der sich England heute befindet, vollends klar. Churchill hat das britische Weltreich aufs Spiel gesetzt. Er hat es bereits verspielt, auch wenn er nach aussen hin noch den Schein der einstigen Machtfülle zu wahren versteht. Es ist kein Zweifel, dass Churchill unter dieser furchtbaren Hypothek stand, als er sich in Quebec mit Roosevelt zur Aussprache traf. Aus massgeblichen englischen und amerikanischen sowie auch aus neutralen Pressestimmen geht für den Engländer, der bei allem Siegestaumel, in dem sich die alliierten Völker zur Zeit befinden, noch klar sieht, hervor, dass die Sorge um die rückläufige Entwicklung der britischen Macht in der Welt im Grunde genommen grösser ist als die künstlich genährte Freude an den Siegen auf europäischem Boden und im Pazifik.

Die Erkenntnis, dass sich die Volkskraft Englands und seiner Hilfsvölker auf Europas Schlachtfeldern am Ende lediglich zu Gunsten des Bolschewismus verblutet, weil auch durch einen noch so hohen Einsatz die Entwicklung in Europa von ihm einfach nicht aufzuhalten ist, nimmt in einsichtigen britischen Kreisen immer mehr zu. Denn schliesslich ist ja durch einen Sieg über Deutschland nicht etwa wieder Singapur oder Hongkong zurückgewonnen. Diese — um nur einige der für England verlorenen wichtigen Positionen im pazifischen Raum zu nennen — können nur dann wieder zurückerobert werden, wenn England seine gesamten Machtmittel zusammenrafft, um sie gemeinsam mit denen der USA gegen Japan einzusetzen.

Welcher Anteil allerdings auf Grossbritannien bei der Kriegführung im Pazifik entfallen würde, hängt nicht nur von dem Ermessen Roosevelts, sondern auch von der militärischen und wirtschaftlichen Kraft ab, die ihm nach den Ausblutungskampf auf dem Kontinent noch verbleiben würde. Die gegenwärtige Situation lässt aber keineswegs für England die Hoffnung offen, im ostasiatischen Krieg neben den Vereinigten Staaten von Nordamerika noch so stark aufzutreten, dass es seinen militärischen Einsatz auch nur einigermassen politisch günstig umzumünzen vermag. England sieht sich im Krieg um Ostasien ebenso wie in Europa in die Mitläuferrolle gedrängt, eine Situation, die keineswegs dazu angetan ist, Grossbritanniens Macht und Grösse von dereinst wieder aufzurichten.

So ist denn aus Englands Kriegsziel nichts anderes geworden als ein Weg ins Nichts. Ueberall, wohin es blickt, ist seine Macht entweder bereits geschwunden, oder in einem hoffnungslosen und unaufhaltsamen Schwund begriffen. Das ist auch der Hintergrund, vor dem sich die gewaltigen militärischen Anstrengungen der Anglo-Amerikaner in Europa abheben. Es kommt ihnen darauf an, durch einen möglichst raschen und totalen Sieg über Deutschland die noch verbliebenen politischen Früchte in Europa zu ernten, bevor sie ihr grosser Konkurrent des Ostens, ihr wahrscheinlicher Gegner von morgen, einheimst. Mit allen Mitteln bemühen sie sich, unter gewaltigstem Einsatz von Material und der Aufopferung fremder Volksgruppen ihre eigene Volkssubstanz möglichst noch stark genug aus dem blutigen Ringen herauszubringen, auf dass sie in die Lage versetzt werden, mit einem noch einigermassen ins Gewicht fallenden militärischen Machtinstrument an den von ihnen erträumten Konferenztisch des «Friedens» ihrem heute schon so unangenehmen bolschewistischen Widersacher ein Gegengewicht bieten zu können.

England, dessen Volk gerade in diesen Wochen durch den fanatischen Widerstand unserer Front im Westen und durch den ungebeugten Kampfes- und Siegeswillen des deutschen Volkes aus der Illusion des nahes Sieges brutal herausgerissen wurde, wird seinen Weg ins Nichts fortsetzen müssen, weil es die eigene Kraft zur Umkehr nicht mehr besitzt, von seinen eigenen Verbündeten bereits als Objekt der Ausbeutung ausersehen ist und schliesslich Deutschland ihm auf keinen Fall erlauben wird, ungeschoren und ungestraft den Schauplatz eines politischen und militärischen Abenteuers zu verlassen, auf den Churchill es geführt hat.

Wieder hohe Feindverluste

Der Gegner verlor im Westen wieder kostbares Material
Schlechtwetter an der Italienfront - Heftige Abwehrschlacht zwischen Memel und Windau

Aus dem Führerhauptquartier, 7. Oktober

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Am Leopold-Kanal nordöstlich Brügge blieben mehrere kanadische Angriffe erfolglos. Infolge seiner Verluste und des Ausfalls von über 300 Panzern und Panzerspähwagen, die unsere Truppen in der Zeit vom 29. September bis 6. Oktober abschossen, hat der Feind seine Angriffe an der belgisch-holländischen Grenze nur mit verringerter Stärke fortgesetzt. Im Raum nördlich Antwerpen hält er seinen Druck aufrecht. Feindliche Panzerspitzen, die nördlich Baarle-Nassau vorzudringen versuchten, wurden im Gegenstoss abgewiesen, zahlreiche Panzer vernichtet. Die eigenen Angriffe gegen den feindlichen Brückenkopf südöstlich Wageningen gewannen weiter Boden; englische Gegenangriffe scheiterten.

Im Einbruchsraum südlich Geilenkirchen nahm die Wucht der feindlichen Angriffe zu. Gegen unseren hartnäckigen Widerstand konnte der Gegner einige örtliche Einbrüche erzielen, verlor dabei jedoch 69 Panzer. Unsere Schlachtflieger bekämpften in der vergangenen Nacht in rollenden Einsätzen feindliche Truppenziele im Raum von Aachen.

Die Besatzung des Forts Driant an der Mosel schlug starke feindliche Angriffe ab. Weitere Teile des Parroy-Waldes wurden vom Feind gesäubert. Beiderseits Remiremont haben die Nordamerikaner sich durch marokkanische und algerische Verbände verstärkt. Vor allem um die Talausgänge östlich Remiremont sind heftige Kämpfe im Gange.

Vor den Festungen und Stützpunkten am Atlantik wurden erfolgreiche eigene Stosstruppunternehmungen und Artilleriekampf gemeldet.

«V 1»-Feuer lag auch gestern wieder auf London.

In Mittel-Italien haben die Kämpfe infolge der Verschlechterung des Wetters an Heftigkeit nachgelassen. Oertliche Angriffe des Feindes beiderseits der Strasse Florenz-Bologna gegen unsere Bergstellungen blieben im zusammengefassten Feuer aller Waffen liegen.

Auf dem Balkan gehen die Kämpfe gegen die Banden weiter. Sowjetische Panzerspitzen haben die Theiss-Mündung erreicht, wurden aber im Raum östlich Belgrad abgewiesen. Hier und bei Zajecar stehen unsere Grenadiere und Gebirgsjäger in erbitterten Kämpfen gegen den weiter angreifenden Feind.

Im ungarischen Grenzgebiet trat der Feind aus dem Raum nördlich Arad mit starken Kräften zum Grossangriff an und erreichte nach heftigen Kämpfen mit Angriffsspitzen die schnelle Kreisch. Die feindlichen Kolonnen wurden von unseren Schlachtfliegern wirksam bekämpft. Weitere Gegenmassnahmen sind eingeleitet. Nordwestlich Thorenburg und an der Maros scheiterten zahlreiche Angriffe der Bolschewisten. In den Pässen der Waldkarpaten lebte die Kampftätigkeit auf.

Am unteren Narew wurde der feindliche Brückenkopfl nördlich Seroc durch unsere Angriffe weiter eingeengt. Südlich Rozan führte der Feind unter dem Eindruck seiner hohen Verluste nur einzelne vergebliche Angriffe.

Zwischen der Memel und der oberen Windau ist eine heftige Abwehrschlacht entbrannt. Unsere Divisionen setzten dem mit starken Kräften und Schlachtfliegerunterstützung vordringenden Feind zähen Widerstand entgegen und schossen zahlreiche Panzer ab.

Nordamerikanische Terrorbomber führten unter Jagdschutz Terrorangriffe gegen die Reichshauptstadt, gegen Hamburg, Stralsund und Stettin, britische Verbände warfen Bomben auf rheinisch-westfälisches Gebiet und zerstörten bei Nachtangriffen Wohnviertel in Dortmund und Bremen. In der vergangenen Nacht unternahm ein schwächerer Verband britischer Flugzeuge einen weiteren Angriff auf Berlin. In heftigen Luftkämpfen und durch Flakartillerie wurden über dem Reichsgebiet und dem Westkampfraum 72 Flugzeuge, darunter 54 viermotorige Bomber abgeschossen.

Besonders ausgezeichnet

FUEHRERHAUPTQUARTIER

Ergänzend zum Wehrmachtbericht wird gemeldet:

Oberleutnant zur See d. R. Tellgmann hat als Kommandant eines zur Geleitsicherung wertvoller Schiffe gehörenden Vorpostenbootes durch geschicktes taktisches Verhalten und entschlossenes Handeln den Angriff eines aus sechs Booten bestehenden britischen Schnellbootverbandes vor der niederländischen Küste zum Scheitern gebracht und durch vollen Einsatz von Boot und Besatzung entscheidend zur Versenkung von vier Schnellbooten und der Beschädigung eines weiteren beigetragen.

Ritterkreuzträger

BERLIN

Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an:

Major Alfred Nuckelt, Kommandeur eines Berlin-Brandenburgischen Füsilier-Bataillons;

Hauptmann Alois Zepner, Bataillonsführer in einem Jäger-Regiment, geboren in Waldtal;

Oberleutnant d. R. Walter Brauer, Kompaniechef in einem pommersch - mecklenburgischen Grenadier-Regiment, geboren in Gersdorf;

Aus dem Skizzenbuch unserer Triester Karikaturisten

Die Teilung der Welt nach den «Plänen» Roosevelts, Churchills und Stalins

Panzerschlacht bei Aachen

Erlogene Feinderfolge - Die neuen deutschen Panzerbekämpfungsmittel eingesetzt - Erbittertes Ringen

BERLIN

Im Westen kann man gegenwärtig von einer «auf der Stelle tretenden» Offensive der Westmächte sprechen, da die eingesetzten Feindkräfte durchaus denen einer grossen Offensive entsprechen, die allgemeinen Kampfhandlungen diesem massierten Kräfteeinsatz aber noch nicht Rechnung tragen. Bemerkenswert ist die erste grosse Panzerschlacht im Raume nördlich von Aachen, bei der 69 amerikanische Panzer abgeschossen wurden, ohne dass die Amerikaner nennenswerte Raumgewinne erzielten.

Im Rahmen dieser Operationen entwickelten sich vor allem südlich Geilenkirchen stundenlange Panzergefechte, in deren Verlauf durch die beweglichen Pak- und Flakkampfgruppen, zum Teil aber auch in erbittertem Nahkampf mit den neuen Panzerbekämpfungsmitteln der deutschen Panzergrenadiere die 69 Sherman-Panzer zur Strecke gebracht wurden.

Da es das erste Panzertreffen dieses Stiles diesseits der deutschen Grenze ist, konnten die amerikanischen Nachrichtenagenturen zwar mit Recht melden, dass es die «bisher grösste Panzerschlacht auf deutschem Boden» sei. Entgegen übertriebenen feindlichen Erfolgsmeldungen darf jedoch festgestellt werden, dass die harten Kämpfe nördlich Aachen zwar anhalten, aber immer noch durch die seit mehreren Tagen als Gefechtsbezeichnung geltenden Ortsnamen Palenberg und Uebach geographisch festzulegen sind. Das Ringen ist hier von äusserster Verbissenheit und wird von beiden Seiten mit grösster Härte geführt, wobei die Amerikaner infolge der Wetterverbesserung durch ihre Luftwaffe wieder stärkere Unterstützung als an den Vortagen erhielten. Ein örtlicher Einbruch bei Kerkrade, halbwegs zwischen Aachen und Geilenkirchen gelegen, konnte von unseren Verbänden abgeriegelt werden. Es kann übrigens vermerkt werden, dass sich an diesem Frontabschnitt im Rücken der zäh verteidigten deutschen Stellungen kein panzergünstiges Gelände befindet.

Die anhaltenden schweren Kämpfe im Raum südlich und südwestlich von Arneheim werden diktiert durch die erfolgreiche Fortsetzung der deutschen Angriffe. Südwestlich Wageningen erreichten die deutschen Angriffsspitzen gegen zähen feindlichen Widerstand einige holländische Ortschaften. Ferner gelang es den deutschen Truppen westlich Arnheim weitere Brükkenköpfe über den Niederrhein zu bilden. Im übrigen aber lässt die anhaltende feindliche Kräftemasserung in der Korridorspitze, also im Dreieck Arnheim-Nimwegen-Herzogenbosch, auf die Bereitstellung zu einem Grossangriff auf das rheinisch-westfälische Industriegebiet schliessen.

Allgemein ist zur Lage an der Westfront festzustellen, dass durch die deutschen Gegenstösse, die eine wachsende Stärke erkennen lassen, der Gegner gehindert wird, sich die Ausgangsstellungen zu verschaffen, die er für die angekündigte Herbstoffensive benötigt. Die feindlichen Verbände zerreiben ihre Kraft zwischen dem Zwange, sich der deutschen Stösse zu erwehren und der Notwendigkeit ihre eigenen Bewegungen, die das Vorspiel des grossen Schlages darstellen, im Fluss zu halten. Im Hintergrunde steht weiterhin die Drohung einer wiederkehrenden Schlechtwetterperiode, die ihnen den Masseneinsatz ihrer Luftwaffe als das ausschlaggebende Mittel ihrer bisherigen Erfolge verbietet.

Die Beharrlichkeit der gegnerischen Vorstösse deutet jedenfalls auf die Absicht, über Anfangserfolge hinweg sofort die Hauptoffensive folgen zu lassen. Dieses Ergebnis allein würde die Blutopfer und Materialverluste rechtfertigen können, die eine Folge des vernichtenden deutschen Artillerieeinsatzes sind. Was der Gegner in diesen Tagen allein an Panzern und Sturmgeschützen zusetzen musste, übersteigt das bisherige Mass und war zugleich die Ursache für das an mehreren Stellen beobachtete Erlahmen der frontal geführten Angriffe, hinter die er die Wucht seiner gesamten Einsatzdivisionen gesetzt hatte, ist aber gleichzeitig ein Beweis, bis zu welchem Grade es der deutschen Führung gelungen ist, schwere Waffen heranzuziehen und zur Wirkung zu bringen.

USA Feldpostzensur

PK WESTFRONT

Der Kriegsberichter Günther Weber schreibt in einer Reportage von der holländischen Front: Ich hatte soeben Gelegenheit, viele hundert Feldpostbriefe, die den Deutschen in die Hände fielen, einzusehen. Alle Briefe waren bereits gebündelt und hatten die englische und USA Zensur passiert. Es ergab sich ganz deutlich die Tatsache, dass Eisenhower die Zensur für Feldpostbriefe nach England, USA und Kanada verschärft hat.

Schlechtwetter an der Italienfront

BERLIN

Wie vom italienischen Kriegsschauplatz berichtet wird, liessen dort die Grosskämpfe vorübergehend nach. Die Briten benutzten die ungünstige Wetterlage, die nur einen begrenzten Einsatz ihrer Schlachtfliegerkräfte und der Jagdbombereinheiten ermöglichte, zu grösseren Umgruppierungen, um ihre durch die Verluste der Vortage stark angeschlagenen Angriffsverbände im Mittelabschnitt der Front durch Neuzuführungen zu ersetzen. Ein im Morgengrauen an der Strasse Florenz-Bologna vorgetragener heftiger Angriff der neuen britischen Kontingente brach trotz stärkster Artillerievorbereitung bereits vor den deutschen Linien zusammen.

Im adriatischen Abschnitt haben die Briten seit mehreren Tagen auf jeden Grossangriff verzichten müssen, da die ausserordentlich schweren Verluste der letzten Woche bisher noch nicht ersetzt werden konnten.

Futschau besetzt

TOKIO

Das Kaiserliche Hauptquartier gibt heute bekannt: Unsere von verschiedenen Richtungen auf Futschau vorrückenden Verbände besetzten am Morgan des 4. Oktober diese Stadt, nachdem der Widerstand der 82. Tschungking - Division, die bemüht war, die befestigten Stellungen in und um die Stadt herum zu halten, niedergeschlagen war.

EK für MAS-Bootfahrer

Im gemeinsamen Einsatz bewährte italienische Marinesoldaten

PK ITALIEN

Oberleutnant z. S. Giovanni Santagata gehört als Kommandant eines italienischen Schnellbootes ebenso wie seine Besatzung zur X. MAS. Seit rund neun Monaten ist er einer deutschen Flotille in der Adria einsatzmässig angegliedert, seit neun Monaten auch fährt er sein Boot Seite an Seite mit denen derFlottille immer wieder erfolgreich gegen den Feind. Minenaufgaben und Geleitsicherung — zwei einfach klingende Begriffe, hinter denen aber unsichtbar die Tapferkeit des Herzens und seemännisches Können in der Meisterung härtester Situationen stehen. Es sind Aufgaben im Rahmen des Seekrieges, denen die strahlend über den Tagesereignissen stehende Tat vorenthalten bleibt. Es ist der Krieg, der im wahrsten Sinne die Oeffentlichkeit scheut. Da fallen Minen, unbemerkt vom Feind, vor die Haustür des Gegners — dort schleicht sich ein wertvolles Geleit die Küste entlang in die Fronthäfen. Jawohl, dieser Krieg kostet Nerven und bringt wenig Ruhm. Im August 1944 aber schlägt auch für Oberleutnant Santagata die grosse Stunde. Eine besondere Mission führt ihn und ein die Operation leitendes deutsches Schnellboot nach Süden gegen den Hafen von Ancona, in der seit langem der Feind sitzt.

Nach Mitternacht, auf der Reede von Ancona. Plötzlich huscht ein Scheinwerfer über sie hin — vom Gegner aufgeflammt. Fast gleichzeitig Meldung vom Ausguck: «Ran und rasch handeln». Das deutsche Boot schert aus, fährt den Anlauf, zwei Aale klatschen in die See. Gerade drehte das italienische Boot zum Angriff heran — da fingern auch schon drei grelle Scheinwerfer über die See, packen die frechen Angreifer. Aber Oberleutnant Santagata lässt nicht locker. «Torpedo loooos»! Einen Aal schiesst er dem Gegner noch in die Flanke, dann müssen sie abdrehen. Von Land aus schiesst Artillerie, schwere Brocken und Leuchtspur. Einnebeln, höchste Fahrstufe und weg. Achteraus aber dröhnt eine Explosion durch die Nacht, und über der Reede von Ancona steht eine schwere Rauchwolke. Und am nächsten Tage meldete der Wehrmachtbericht den Erfolg.

Der Einsatz ging weiter. Neue Aufgaben wurden gestellt und erfüllt. Indessen rückte der Jahrestag des Neuaufbaues einer italienischen Marine heran. Am 27. September standen die beiden Schnellbootbesatzungen nebeneinander angetreten, flankiert von italienischen Ehrenkompanien. Und dann stand Oberleutnant Santagata vor seinen Männern und empfing das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse aus der Hand des Seekommandanten.

Kriegsberichter Karl Graak

DER WOCHENSPIEGEL

Der Krieg ist an allen Fronten aus dem Stadium der Bewegung in einen Kampf um jeden Meter Boden hinübergeglitten. Obwohl unsere Gegner im Westen (wie beispielsweise in Holland), in Italien und im Osten, darum bemüht sind, ihren Offensiven wieder Fluss zu verleihen, scheiterten ihre Anstrengungen an der wachsenden deutschen Verteidigung, die nicht zuletzt, wie Reichsminister Dr. Goebbels auf einer Kundgebung im Westen des Reiches feststellte, aus der Gemeinschaftsleistung des gesamten Volkes erwächst. Auf dem Balkan ist nach dem politischen Zusammenbruch Rumäniens und Bulgariens unter den Alliierten ein Spannungsfeld entstanden, in dem erstmalig in diesem Krieg die verschiedenen imperialistischen Ziele der «Vereinigten Nationen» aufeinander prallen.

Der Millimeterkrieg

Standen die kriegerischen Ereignisse während der Sommermonate unter dem Zeichen weitgreifender alliierter Raumgewinne, so bietet die augenblickliche Lage ein Bild zähesten Kampfes um jeden Fussbreit Boden. Das Stadium des Krieges hat sich abermals gewandelt. Es empfängt zur Zeit kämpferisches Kolorit von der Schlacht um Meter, Der Kilometer hat in der strategischen Planung seine Bedeutung wiedererlangt. Dies hat zur Folge, dass mit dem scheidenden Sommer auch die blühenden Hoffnungen unserer Feinde auf ihren schnellen Sieg dahinwelken.

In Italien scheiterten die alliierten Versuche, die Poebene zu gewinnen, weiterhin. Der Feind musste dagegen hohe Verluste aus dem Kampfgebiet der Apenninen melden. Am Rubikon, um den heftig gekämpft wurde, errangen Keselrings Verbände in schneidigen Gegenangriffen Boden und stärkten damit ihre Abwehrpositionen. Auch auf dem östlichen Kriegsschauplatz blieb das Geschehen während der vergangenen Woche ein zähes Ringen um kleinste Abschnitte. Aus diesen Kämpfen, die sich mit Schwerpunkt an der ungarisch-rumänischen Grenze und in Kurland abspielten, wird uns die Gewissheit, dass Stalins Offensivkraft nicht mehr die Gefährlichkeit von ehedem aufweist.

Unerschütterliches Reich

Die Rede, die Reichsminister Dr. Goebbels in dieser Woche in einer Stadt des bedrohten deutschen Westens hielt, zeigte wieder einmal die Entschlossenheit unseres Volkes, dem Gegner alles an Kraft und Können entgegenzusetzen, ganz gleich, nach welcher Seite sich die Waage wechselnden Kriegsglückes neigt. In dem spontanen Beifall, den Tausende dem Minister spendeten, kam am deutlichsten zum Ausdruck, welche Schwierigkeiten unseren Gegnern nach Erreichen der heiligen deutschen Grenze erst erwachsen. Ein Volk, das in der Schmiede ungezählter Bombennächte von niemand anderem als dem Feind zu stählerner Härte erzogen wurde, dass schon seit vielen Monaten auf alle Bequemlichkeiten des Lebens verzichten muss, sieht in der Bedrohung seines Lebensraumes nicht das unabwendbare Ende, sondern seine höchste Bewährung. Die Menschen der deutschen Grenzgaue sind zu Soldaten geworden, die nur ihre Arbeit kennen und die durch ihren Fleiss und ihr zweifelloses Ausharren die Voraussetzungen zum unausbleiblichen Gegenschlag anbahnen. Hinter ihnen steht ein Volk, zum Aeussersten entschlossen, frei von allen Illusionen, beseelt von einem unbändigen Tatendrang, dessen Früchte, neue deutsche Waffen, in absehbarer Zeit das Gesicht der Schlachten zu ändern in der Lage sein werden.

Spannungsfeld Balkan

Die Balkanländer, bisher nur Objekt alliierter Planungen, sind durch den Verrat Bulgariens und Rumäniens nun tatsächlich zum Schauplatz politischer Kämpfe geworden. Obwohl sich dem flüchtigen Betrachter nur der Bolschewismus und seine Ausbreitung darbietet, finden hinter den das militärische Schauspiel umrahmenden politischen Kulissen heftigste Auseinandersetzungen statt. Dimitroff ist nach Bulgarien zurückgekehrt. Wir können nicht annehmen, dass dieser mit allen Wassern Moskauer Schule gewaschene Bolschewist nur in seine Heimat kam, um das politische Erbe eines Giorgieff anzutreten. Ihn werden vielmehr grössere Pläne zum Pulverfass Balkan zurückgeführt haben. Hierbei muss er sich aber unbedingt mit Marschall Tito überschneiden, dem nach dem monatelangen Aufenthalt in karger Bergwelt und nach der Führung des gewiss nicht leichten aktiven Kampfes wohl kaum eine zweitrangige Note zugemutet werden kann. Wir können auch nicht annehmen, dass Tito mit einer solch nebensächlichen Placierung einverstanden wäre. Vielleicht hatte seine Moskauer Reise schon die Klärung dieser Frage zur Ursache? Aber nicht nur diese innerbolschewistischen Spannungen überlagern das südöstliche Geschehen. England, das allem bolschewistischen Imperialismus, beispielsweise um Polen und Finnland, gleichgültig begegnete, sieht sich plötzlich der Frage gegenüber, ob es auch das Balkan-Gebiet, an dem es immer brennend interessiert war, ohne Widerspruch an Moskau auszuliefern bereit ist. Der Balkan ist damit zum ersten Male in diesem Kriege zum Spannungsfeld unter den «Vereinten Nationen» geworden. Wenn man die militärischen Ereignisse der letzten Woche, auch die kleinen, scheinbar am Rande dieser Sphäre stehenden, (wie z. B. die britischen Raids gegen die süddalmatinischen Inseln) richtig zu deuten weiss, wird einem bewusst, dass Grossbritannien seine Ansprüche auf Südosteuropa nicht fallen lässt, sondern erneut, wenn zunächst auch nur mit leisem Anklopfen, anmeldet. Aus diesen Tatsachen ergeben sich Aspekte, deren politische Bedeutung nicht ohne Beachtung bleiben darf. In militärischer Hinsicht war das Balkangeschehen im letzten Wochenablauf durch die sowjetischen Anstrengungen, Belgrad zu erreichen, gekennzeichnet. Die Sowjets verfolgen hier das Ziel, der deutschen Führung den Schlüsselpunkt zur Balkanverteidigung aus der Hand zu winden. Sie werden sich auch dabei mit steigender deutscher Abwehr und mit der Kampfbereitschaft des serbischen Volkes auseinanderzusetzen haben.

—ng.

Die Waage

Die «Brigade Israel»

R.S.- *1939: Führende jüdische Kreise in England und Palästina erklären, an diesem Kriege werde eine jüdische Millionenarmee zum Schutze des «jüdischen Volkstumes Palästina» und seiner durch die Deutschen gefährdeten Stammangehörigen bis zum Siege kämpfen. In USA ist man über das Erwachen der nach Blut lechzenden jüdischen Kriegerseele besinnungslos vor Freude, gründet sofort ein «Committee for a Jewish Army» und sammelt Schecks und Sympathietelegramme von Gouverneuren, Senatoren und Filmstars. — Es ist ein herrlicher Rebbach.*

1940: Verlautbarung: Die globale Palästinaarmee wird aus 200 000 Soldaten und 10 Luftwaffenstaffeln bestehen.

1943: Die Palästinaarmee hat sich mit Ach und Krach auf 22 000 Krieger und 5 000 Mann Küstenbewachung gebracht, die noch dazu bei ihrem ersten und einzigen Einsatz während der Landungsunternehmen auf der Insel Cypern so versagen, dass der Generalinspekteur der britischen Truppen in Palästina die ganze Judenarmee kurzerhand in Liquidation gehen lässt. Seitdem betätigen sich diese wackeren Plattfuss-Kämpfer in Palästina, Italien und anderorts so erfolgreich als Mordbrenner und Heckenschützen der jüdischen Terroristen-Organisationen «Hagana», «Irgun Zwai Leumi» und «Stern», dass selbst der stellvertretende USA-Kriegsminister Patterson nicht umhinkam, in einer Rundfunkrede anzuerkennen, dass die «Juden ihre Rolle im Kriege hundertprozentig gespielt haben».

1944, Juli: Lord Strabolgi erklärt im Oberhaus, dass 100 000 bis 150 000 Juden «zum Kampf gegen Hitler bereitstehen», und zwar Staatenlose, Flüchtlinge, Palästina-Juden und Freiwillige aus den neutralen Ländern und befreiten Gebieten. Er fragt, ob die Regierung die Möglichkeit zur Bildung einer jüdischen Armee bieten will. Der Regierungsvertreter, Lord Cranborne, wimmelt sanft unter Hinweis auf den Sprachenwirrwarr ab, spricht nicht von den schlechten Erfahrungen bei Cypern, sprechen müssen, und tröstet mit der Möglichkeit einer Brigade-Aufstellung.

1944: September: Die britische Regierung gibt am Ende des Monats bekannt, dass sie dem Ersuchen der jüdischen Agentur für Palästina (Jewish Agency for Palestina) um Aufstellung einer jüdischen Brigadetruppe stattgegeben habe, die «an den aktiven Operationen teilnehmen soll».

Facit: Ein Kriegswunder! — eine «Millionen-Armee» der Juden schrumpfte in fünf Jahren zu einer «Brigade Israel» zusammen, ohne jemals ernsthaft im Fronteinsatz gewesen zu sein! Der alte Hitler würde dazu sagen: Berge kreissten, doch sich: heraus kroch ein winziges Mäuslein!

Schmundt gestorben

Chefadjutant des Führers seinen Verletzungen vom 20. Juli erlegen

Tannenberg-Hohenstein

Der Chefadjutant der Wehrmacht beim Führer und Chef des Heerespersonalamtes, General der Infanterie Rudolf Schmundt, ist seinen schweren Verletzungen, die er bei dem verbrecherischen Attentat auf den Führer am 20. Juli davongetragen hat, am 1. Oktober erlegen.

Am Freitag nachmittag fand im Reichsehrenmal Tannenberg der feierliche Staatsakt statt. Generalfeldmarschall Busch, der dem Verstorbenen als sein früherer Regimentskommandeur besonders nahegestanden hat, würdigte im Auftrage des Führers Werk und Persönlichkeit General Schmundts. Es waren anwesend: Die Generalfeldmarschälle Keitel, Busch, und von Manstein, die Reichsleiter Bormann und Dr. Dietrich, Reichsminister Graf von Schwerin-Krosigk, die Generalobersten Guderian, Jodl, Harpe und Hoth, von der Luftwaffe die Generalobersten Ritter von Greim und Stumpff, Staatsminister Dr. Meissner, Gauleiter Stürtz, die Adjutanten des Führers SS-Obergruppenführer Schaub und Konteradmiral von Puttkamer sowie weitere Generale aller Wehrmachtsteile. Ausserdem waren zahlreiche Mitarbeiter und Kameraden aus dem unmittelbaren Wirkungskreis des Verstorbenen zugegen.

«Fast elf Wochen» so führte Generalfeldmarschall Busch aus, «haben wir um sein Leben gebangt, immer wieder gehofft, es möge gelingen, dem Führer einen seiner Treuesten zu erhalten. Trotz aller Wünsche und berechtigten Hoffnungen, trotz aller Mühen der Aerzte, aller Fürsorge und aufopfernster Pflege durch seine Gattin ist General der Infanterie Schmundt seinen schweren Verletzungen erlegen.

Vor wenigen Wochen vollendete General der Infanterie Schmundt sein 48. Lebensjahr. Mit seiner Gattin stehen zwei Söhne und zwei Töchter und seine Mutter, denen tiefstes Mitgefühl sicher ist, trauernd an seinem Sarg. General der Infanterie Schmundt trat 1933 als achtzehnjähriger Kriegsfreiwilliger in das Füsilier-Regiment Nr. 35 ein, das sein Vater ins Feld führte. Während des ganzen Krieges im Füsilierregiment 35 wurde er nach Verwundung mit neunzehneinhalb Jahren Bataillons-Adjutant, mit 21 Jahren Regiments-Adjutant.

Im Januar 1938 wurde Major Schmundt anlässlich der grossen Neuorganisation der Wehrmacht in die Vertrauensstellung des Chefadjutanten der Wehrmacht beim Führer berufen. Seiner vielseitigen Veranlagung entsprechend, wirkte er in dieser Stellung im Sinne einer höchstmöglichen Zusammenarbeit und Verbundenheit aller Teile der Wehrmacht.

Die ihm gestellten Aufgaben erweiterten sich, als der Führer den 2. Oktober 1942 seinen Chefadjutanten zugleich zum Chef des Heerespersonalamtes ernannte.

Zum Abschluss seiner Rede überbrachte Generalfeldmarschall Busch die dem Verstorbenen vom Führer verliehene höchste Auszeichnung, die das Grossdeutsche Reich zu vergeben hat, die höchste Stufe des Deutschen Ordens mit Schwertern.

Aus aller Welt gedrahtet

V 1 über England

In der Nacht zum Sonnabend seien wieder Flugbomben über England gewesen, so berichtet der britische Nachrichtendienst. Eine der Bomben sei in einen Block von Geschäftshäusern gefallen, die völlig zerstört worden seien.

Neuer faschistischer Polizeichef

Der bisherige Chef der Staatspolizei der faschistischen Sozialrepublik, Cerruti, ist aus persönlichen Gründen aus dem Dienst ausgeschieden. An seine Stelle wurde General Renzo Montagna zum Polizeichef ernannt.

Wallonischer Arbeitsdienst

Leon Degrelle hat die Arbeitsdienstpflicht für junge wallonische Männer und Frauen bestimmter Geburtsjahrgänge angeordnet. Die Arbeitsdienstpflicht wird in Deutschland abgeleistet.

Kommt Carol nach Europa?

Der britische Nachrichtendienst meldet, dass der ehemalige rumänische König Carol dem mexikanischen Staatspräsidenten einen Abschiedsbesuch abgestattet hat. Ferner habe die Absicht zusammen mit Frau Lupescu nach Europa zu reisen.

Erdbeben an der Aegäis

In der Stadt Rivoli an der türkischen Küste entstanden durch das Erdbeben am Freitag starke Zerstörungen. Auch in Smyrna sind den zahlreiche Häuser beschädigt. Die Zahl der Opfer beträgt nach bisherigen Angaben 50 Tote und viele Verletzte.

Streik in Detroit

Seit Donnerstag liegen, einer Agenturmeldung zufolge, in Detroit 25 bedeutende Rüstungsfabriken still, da die Belegschaften von 60 000 Arbeitern in den Streik getreten sind.

«DEUTSCHE ADRIA-ZEITUNG»
Verlag: Deutscher Adria-Verlag G. m. b. H.
Verlagsleiter: Leo Meister
Hauptschriftleiter: Dr. Hermann Pirich (verreist)
i. V.: Dr. Horst Walther
sämtliche in Triest
Druck: bei dem Stabilimento Tipografico Triestino

Forum

Briefe an die „Adria-Zeitung"

Den Bolschewismus erkannt

Nun wird es wohl inzwischen all den kleinen Staaten, die den Kampf an der Seite Deutschlands aufgaben, und durch Paktierung mit der Sowjet-Union sich noch irgendwelche Vorteile verschaffen wollten, klar geworden sein, dass sie ihre Hoffnungen endgültig begraben müssen. Die Rettung vor dem bolschewistischen Moloch konnte nur durch zähes Aushalten an der Seite Deutschlands kommen. Nun ist es zu spät, die Völker haben ihre Todesurteile selbst unterfertigt. Alle Warnungen fruchteten nichts. Aus dem Beispiel der baltischen Länder wurden nicht die einzig möglichen Folgerungen gezogen.

Finnland, das immer so grosse Sympathien für Estland gehabt haben will, hatte Gelegenheit genug, aus nächster Nachbarschaft bei seinen artverwandten Freunden Studien über die Auswirkungen des Bolschewismus zu machen. Die 80 000 Esten, die ermordet oder verschleppt wurden, sind ein klarer Beweis für die Zielsetzung der roten Machthaber. Diese zehn Prozent des Volkes waren nur ein Anfang. Der deutsche Vormarsch 1941 beendete die weiteren Absichten der Sowjets. Der Ruf «Die Roten kommen!» hallt wieder über estnisches Land. Da gibt es kein Halten für die fleissigen Esten. Die Männer stehen längst Seite an Seite mit deutschen Soldaten und die zurückgebliebenen Frauen und Kinder bringen sich vor den Bolschewisten in Sicherheit.

Zum dritten Male innerhalb von 26 Jahren sind die Esten zum Kampf gegen ihren gefährlichen Nachbarn angetreten. Und wenn heute wieder auf der Insel Oesel gekämpft wird, auf der sich das Heldengrab des deutschen Dichters Walter Flex befindet, so wissen wir, dass die anspruchslose Inselbevölkerung schon instinktmässig die Bolschewisten ablehnt, denn ihr gerader Sinn wehrt sich gegen das vertiefte Gebahren der moskowitischen Söldner. Die Gräber in Arensburg, die die Leichen von fünf Runöern (Runö ist eine kleine estnische Insel im Rigaer Meerbusen) enthalten, die lebend begraben wurden, haben einen abgrundtiefen Hass in der Bevölkerung hervorgerufen. Wie das kleine Volk der Esten, so müssten alle den Bolschewismus erkennen. Es gibt immer noch zu viel Menschen in Italien, die nicht an die Vernichtungswut Moskaus glauben, oder die noch immer hoffen, England oder Amerika werde sich schon rechtzeitig einschalten. Dasselbe hat auch Finnland lange genug geglaubt, das Erwachen war daher umso schrecklicher, es muss sich genau wie Rumänien und Bulgarien damit abfinden, einmal gewesen zu sein. Aus eigener Kraft erscheint eine Errettung aus den Krallen des Bolschewismus nicht mehr möglich. *E. J. Triest*

Permesso, permesso...

Gewisse Unzulänglichkeiten und Rücksichtslosigkeiten machen sich im Triester Strassenbahnverkehr immer mehr bemerkbar. Kaum den Wagen bestiegen versucht sich jeder mit schwimmenden Bewegungen und mit vielen «Permessos» (erlaubt) nach vorn durchzuarbeiten, ganz gleich, ob er erst an der Endstelle aussteigen will und beispielsweise auf der Piazza Goldoni einsteigt. Er könnte es sich bequemer machen und sich hinsetzen. Oft genug ist noch Platz vorhanden. Er würde dann den Fahrgästen, die tatsächlich an der nächsten Haltestelle aussteigen müssen, nicht dauernd im Wege herumstehen und der Anlass zu vielen wüsten Schimpfereien, wie wir sie in der letzten Zeit beobachtet haben, würde wegfallen. Die Rücksichtnahme auf Mitfahrende lässt sehr zu wünschen übrig und ein etwas freundlicherer Verkehrston wäre durchaus angebracht. Menschen, die nur zwei oder drei Haltestellen fahren, und gesund sind, sollten ruhig laufen und ihre Plätze denjenigen überlassen, die von langer und schwerer Arbeit nach Hause fahren wollen. Es ist nun einmal so, dass im Kriege nicht alle Bequemlichkeiten aufrechterhalten werden können. Hier wäre ein dankbares Aufgabengebiet für die Gemeindewachmänner, die ruhig etwas schärfer durchgreifen sollten. Vielleicht würden sofort zu zahlende kleine Geldstrafen Wunder wirken. *O. V., Triest*

DIE GESTE

oder italienische Beredsamkeit

Von Dr. KARL GRAAK

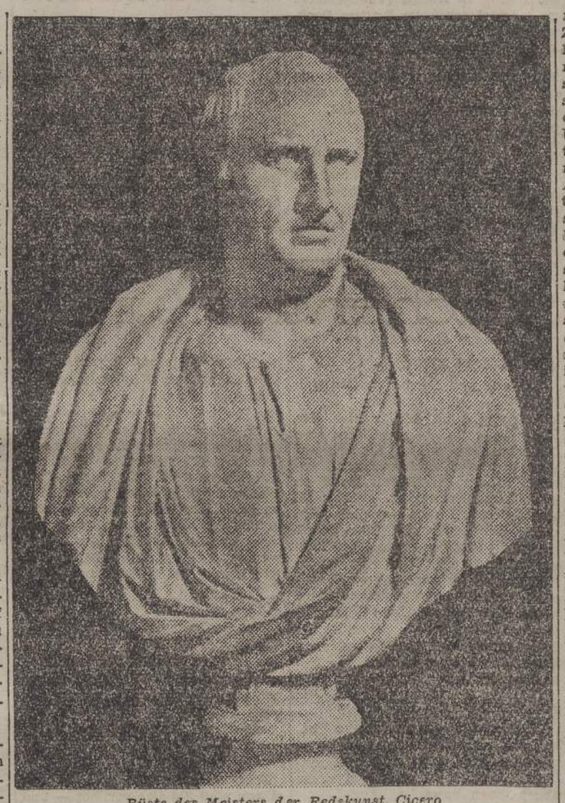
Im Dezember des Jahres 43 v. d. Zw. wurde Marcus Tullius Cicero, einer der grössten Redner aller Zeiten, in einem Walde von Soldaten seiner politischen Feinde erschlagen. Am siebenten Tage dieses Monats emfing der Triumvir Antonius Kopf und beide Arme seines wortgewaltigen Gegners auf dem Forum zu Rom «und liess dort», so heisst es in einer alten Biographie, «nachdem er den Mörder mit einer Ehrenkrone und mit Geld reichlich gelohnt, die beiden Hände Ciceros, sein Haupt in der Mitte, an dieselbe Rednertribüne heften, von welcher herab der grosse Redner, der gute Bürger, für viele Edle, gegen viele Vaterlandsfeinde, zuletzt gegen Antonius, seine siegreiche Stimme hatte erschallen lassen».

• • •

Ein deutsches Konversationslexikon bringt zu dem Stichwort «Geste» eine einfache ethymologische Erklärung von lediglich acht Zeilen. Geste, so etwa heisst es darin, komme von dem lateinischen gestus und bedeute Gebärde, Handbewegung als Ausdruck des Gefühls.

Das grosse italienische Nachschlagewerk, die «Enciclopedia italiana», verweist unter «gesto» auf das Stichwort «mimica», zu deutsch: Mimik und gibt zu diesem eine ausführliche und in ihren Details aufschlussreiche Erläuterung, die in freierer Uebersetzung etwa folgendes aussagt:

«Bei den Primitiven ist die Mimik ein Ausdrucksmittel, das auch dazu dient, die artikulierte Sprache zu unterstreichen oder sie sogar völlig zu ersetzen. Diese Stellvertretung kann aus zufälligen Gründen erforderlich werden, wie sie sich etwa bei den Beziehungen zwischen Stämmen mit verschiedenen Sprachen oder Dialekten ergeben, beim Verkehr zwischen Jagd- oder Kriegsgefährten oder aus magisch-sakralen Gründen, wie beim Tabu. Das Repertoir an Zeichen, die die überlieferte Mimik oder die mimische Sprache bei den primitiven Völkern ausmachen, ist von Gruppe zu Gruppe verschieden. Oft werden ausser den Händen und Fingern, die mit ihren Bewegungen die eigentlichen Gesten ergeben, noch andere Teile des Körpers herangezogen: der Kopf, der Hals, die Arme, die Beine, Füsse, Schultern, der Oberkörper, der Bauch und, auf besondere Art, die Zähne und die Zunge. Bemerkenswert ist das Repertoir einiger Eingeborener Australiens (Queensland) sowie einiger Indianer Nordamerikas (Dakota). Diese letzteren zeichnen sich durch Vielfalt und Reichtum an besonderen Zeichen aus: sie können Namen jeder Art mimisch ausdrücken, Eigen- und Dingwörter, Pronomen, Verben, Beiwörter und, indem sie die Mimik des Körpers mit der des Kopfes und der Arme verbinden, vermögen sie lange Gespräche zu führen».



Büste des Meisters der Redekunst, Cicero

Soweit die italienische Enzyklopädie. Der Vollständigkeit halber sei hinzugefügt, dass das eingangs erwähnte deutsche Konversationslexikon den Begriff «Mimik» ebenfalls zunächst nur worterklärend aufführt und später in den ihm gewidmeten siebzehn Druckzeilen vor allem auf das schauspielerische Moment näher eingeht.

• • •

Als Marcus Tullius Cicero ein Opfer politischer Rache wurde, schlug man nicht nur sein Haupt, sondern auch seine Hände an die Rostra und brachte somit zum Ausdruck, dass diese, als wesentlichste Mittler des gestus, ebenso Träger seiner gefürchteten Beredsamkeit waren, wie Verstand und Zunge. Ohne die beschwörende Kraft seiner unterstreichenden Handbewegungen war der römische Redner mithin undenkbar. Noch zweitausend Jahre später beschränkt sich das germanisch-deutsche Lexikon auf die sprachlich-historische Erklärung der Wörter Geste und Mimik, während das romanisch-italienische Parallelwerk sie ohne weitere Umschweife in direkte Beziehung zur Sprache und in engster Fassung zur Rede setzt.

Trotz mannigfacher, durch historische Gegebenheiten einer zweitausendjährigen Entwicklung bedingten Strukturwandlungen, hat sich der Italiener ein wesentliches Merkmal seiner antiken Vorfahren bewahrt: sein Leben vollzieht sich heute wie zu Cäsars Zeiten vornehmlich in der Oeffentlichkeit. Zwischen der politisch-merkantilen Betriebsamkeit des Forum Romanum und dem abendlichen Korso etwa auf dem saalartig geschlossenen Markusplatz in Venedig besteht ein nur äusserlicher Unterschied. Auf diesen Stadtzentren entlädt sich das Temperament des lateinischen Südländers. An die Stelle des Redners der Antike ist heute der zum Gemeinschaftsempfang aufrufende Grosslautsprecher getreten. Und wie in der ciceronischen Epoche die Verschwörung des Catilina, so wird heute die aktuelle politisch-militärische Lage debattiert. Das Rauschen vieler Stimmen weht über den Platz, denn die ruhige Intimität des Dialoges entspricht nicht italienischer Wesensart. Der Mittel- und Süditaliener zumindest sprechen fast stets für die Oeffentlichkeit: laut, akzentuiert, sorgfältig in der Wortwahl und ausdrucksreich in Mimik und Gesten. Geheimstes Ziel dieser national-charakteristischen Rhetorik ist der Wunsch, Zuhörer zu gewinnen, einen Kreis um sich zu bilden, eine Meinung zu verbreiten. Die unscheidbare Verschmelzung des gesprochenen Wortes mit «mimica» und «gesto» dient diesem Ziel. Denn das Wort kann ungehört verhallen — die lebhafte Geste zieht immer das Auge auf sich.

Es ist stets ein Genuss besonderer Art, einen redenden Italiener zu beobachten. Aus dem Anlass irgend eines persönlichen Aergers wird eine Ansprache von parlamentarischen Ausmassen und die persönlichste Meinung gewinnt den Anstrich, als sei sie der Weisheit letzter Schluss. Rhetorische Kunst und Redetalent sind in diesem Lande so reich gesät, dass sie sich selbst an Lappalien verschwenden dürfen.

• • •

Zweierlei Gesten sind auch in Italien zu unterscheiden: die sprachunterstreichenden sowie die sprachersetzenden. Wir beobachten auf der Strasse zwischen zwei einander gegenüberliegenden historischen Bauten einen Fremdenführer inmitten eines Kreises von Besuchern. Der Schwung seiner Hände leitet die Blicke auf das jeweils besprochene Gebäude, mit Fingern und Handwölbung zeichnet er architektonische Besonderheiten nach, der erhobene Zeigefinger einer stillgehaltenen Hand bannt das Interesse der Zuhörer auf einen besonders entscheidenden Punkt des von ihm berichteten historischen Geschehens. Nun stellt einer der Fremden offenbar eine Frage nach dem Alter der Bauwerke. Das Gesicht des Cicerone legt sich in achtunggebietende Falten, seine Hand kreist mit geöffneten Fingern mehrere Male locker um die Handwurzel: «Oh», wird er sagen, «alt, sehr alt». Und gibt dann wohl die genaue Jahreszahl. Alles zusammen im alltäglichsten Bereich ein Beispiel für sprachunterstreichende Gestikulation.

Auf einer weiträumigen Werft. Die Sirene gab das Zeichen zur Mittagspause, zwei befreundete Arbeiter winken sich über mehrere Arbeitsplätze hinweg zu. Sprechen ist unmöglich, der Maschinenlärm übertönt noch alles. Da hebt der eine Arbeiter seine zur Faust geballte Hand gegen den leicht in den Nacken gelegten Kopf, nur der abgespreizte Daumen zeigt auf den Mund. Sein Freund begreift sofort und reagiert entsprechend. Er schüttelt seine linke Hand mit hochgestrecktem Zeigefinger lebhaft hin und her, schlägt sie dann, flach ausgestreckt, mit der Innenkante mehrere Male in Hüfthöhe gegen den Magen, wölbt anschliessend die Finger zusammen, sodass ihre Spitzen sich berühren und wedelt sie aus dem Handgelenk graziös gegen den Mund. Sein Partner zuckt leicht mit den Schultern und beide gehen in verschiedener Richtung auseinander. Sie haben sich verstanden, ein kurzes Gespräch wurde ausschliesslich mit Zeichen zu einem befriedigenden Abschluss geführt. Sein Inhalt war etwa folgender:

«Ich möchte etwas trinken. Kommst Du mit?»

«Nein. Ich habe Hunger und gehe zum Essen».

«Na, schön!» Aus. Beide sind zufrieden und haben bewiesen, dass man in Italien sich auch ohne das gesprochene Wort ausgezeichnet verständigen kann. Wer es nicht glaubt, setze sich nur einmal mit einem Italiener zusammen und stelle diesem, nach vorheriger Erklärung seiner Absichten natürlich, beliebige Fragen. Er wird dann die erstaunliche Tatsache erleben, dass er mit seinem Partner eine lange Diskussion führen kann, ohne dass dieser den Mund aufzutun braucht. Seine Mimik, verbunden mit sinnvollen und allgemein im Lande bekannten Bewegungen der Finger, Hände, Arme sowie gelegentlich des Kopfes und der Schultern, vermögen nahezu alles auszudrücken, was zu sagen ist.

Und noch ein bezeichnendes Beispiel. Der kindliche Trieb, sich untereinander so verständigen zu können, dass es «Aussenstehende» — vornehmlich Lehrer und Eltern — nicht verstehen, dürfte allgemein verbreitet und keineswegs national gebunden sein. In Deutschland erreichen die Schulkinder diesen Zweck fast ausschliesslich durch akustische Einflechtungen in die gesprochenen Worte. So hatten wir Schuljungen unsere «AW-Sprache», die einfach darin bestand, vor den Vokalen eines Wortes jeweils die Buchstaben A und W geschlossen einzuflechten. Ein schlichter Satz sah dann folgendermassen aus: «Hawast dawu daweinawe Schawulaufgawabawen gawemawacht?» Primitiv, aber bewährt.

Bei den italienischen Schulkindern in Venedig etwa ist dagegen eine nach dem bisher Berichteten typisch romanische Form der Kindergeheimsprache verbreitet. Sie verständigen sich wortlos nur durch Gesten, indem sie die Buchstaben des Alphabets dadurch ausdrücken, dass sie einen oder mehrere Finger nach fest verabredetem Schema an Ohren, Mund oder Nase legen. Aus diesen mimischen Buchstaben formen sich dann Wörter und aus den Wörtern lautlose Gespräche. Dabei ist das Tempo dieser Unterhaltungen geradezu beängstigend.

• • •

Es ist ein weiter Weg von Cicero bis zum venezianischen Schulkind. Sein logischer Zusammenhang aber stellt sich dar in der Jahrtausende währenden Erhaltung und Pflege einer kultivierten Rhetorik, die sich wiederum nicht unwesentlich auf eine reich entwickelte Mimik und Gestikulation stützt. Vielfältig sind die begrifflich fest umrissenen Gesten der italienischen Zeichensprache, und es bedürfte einer umfassenden Schrift, sie annähernd zu schildern. Vielleicht findet sich einmal ein fleissiger Fanatiker, sozusagen ein italienischer Grimm der «Sprache ohne Worte», der sie sammelt und geschlossen einer zweifelsohne interessierten Leserschaft vorlegt.

Die Handbewegungen dieses «strillone» sagen alles. Sie preisen die Ware an und verraten scheinbar auch den «so» günstigen Preis. Der Gesichtsausdruck ist die beredte Parallele zu den Händen
Aufn.: Scheidt

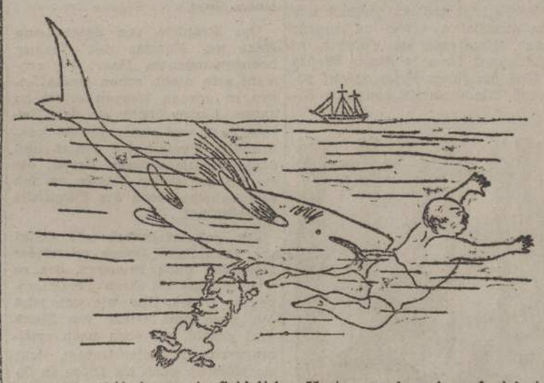
Meines Pudels Ende

Wundersame Stammtischplauderei von Rudolf Baumbach

Wir veröffentlichten bereits in unserer Oster-Nummer (Ausgabe vom 9. April) eine gänzlich unbekannte Bild-Groteske («Das Straupen-Ei») des bekannten Lyrikers und Erzählers Rudolf Baumbach, der lange in Triest gelebt hat. Am Stammtisch (im heutigen Hotel Continental) karikierte er mit gewandter Feder und in humorvoll-liebenswürdiger Art die Aufschneidereien eines Zechgenossen, im Geiste Münchhausens, so dass auch wir noch unsere Freude daran haben können.

Die Schriftleitung

Ich besass einmal einen Pudel, den ich selber aufgezogen und abgerichtet hatte. Ueber die wunderbaren Eigenschaften dieses Pudels könnte man ein Werk schreiben, umfangreicher als das Konversationslexikon. Ich habe euch schon zu verschiedenen Malen von diesem Pudel erzählt, ihr wisst alle, dass er einstmals im Schillerverein in «Wallensteins Lager» aufgetreten ist, aber auf welche Weise er ums Leben kam, das habe ich euch noch nicht mitgeteilt.



Also gebt acht! Anna, ein Seidel!

Ich muss vorausschicken, dass mein Pudel im Grunde genommen nicht vollkommen reiner Rasse war; er war vielmehr hervorgegangen aus einer Kreuzung von einer Pudelhündin und einem Madüsehund. Als ich nämlich ein Knabe war, überraschte mich eines Tages mein Vater mit einem Madüsehund, welchen er in seiner freien Zeit für mich zum Reiten abgerichtet hatte. — Doch davon ein ander Mal. Aus der Vermischung also von diesem Seehunde und unserem weiblichen Pudel entsprang der Pudel, von dem ich jetzt zu erzählen gedenke. — Wenn aber der Raufbaier lacht, so erzähle ich kein Wort weiter!

Als halber Seehund liebte mein Pudel begreiflicher Weise das Meer und zog Salzwasser dem süssen Wasser vor. Sooft ich in Triest badete, pflegte mich mein Pudel zu begleiten. Dann schwamm er freudig bellend um mich herum, apportierte Austern, deren Schalen er dann regelmässig zur Belohnung erhielt, rettete Matrosen, die in der Trunkenheit über Bord gefallen waren und jagte sich mit den Delphinen herum.

Eines Tages springe ich, gefolgt von meinem treuen Pudel, vom Springbrette ins Meer. Augenblicklich spüre ich, dass ein Hai mich an der Schwimmhose erfasst.

«Kastor, pack an!» rufe ich in der Verzweiflung, und in demselben Augenblick stürzt sich mein treuer Pudel auf die Meereshyäne und fasst mit seinen Zähnen eine Flosse derselben. Verblüfft über den unerwarteten Angriff lässt mich der Hai los, ich tauche auf und bin gerettet.

Aber wo ist mein Pudel?

Ich rufe, ich pfeife — alles ist umsonst. Mein braver Pudel ist hin. Er hatte sich nämlich so fest in die Flosse des Haies verbissen, dass er nicht wieder loskommen konnte. Erst mehrere Runden nach seinem Tode, welchen er durch Ersticken fand, liessen die Kinnladen nach, und seine Leiche wurde nun die Beute des Haies.

Einige Tage später befand ich mich in Grado, wo Fischer gerade einen zwanzig Fuss langen Hai gefangen hatten. Die rechte Vorderflosse des riesigen Fisches trug die Spuren von Pudelzähnen. — Mich durchzuckte eine Ahnung. — Ein alter pescatore zeigte sich gegen ein mässiges Trinkgeld bereit, den Hai aufzuschneiden und das Erste, was er dem Bauche desselben entnahm, waren die sterblichen Ueberreste meines Lebensretters. — Kinder, ich schäme mich nicht, euch zu gestehen, dass ich bei dem Anblicke meines verblichenen Pudels Zähren vergoss — Anna, ein Seidel!

Die Rührung übermannt mich, ich schliesse daher meine Erzählung und will nur noch bemerken, dass sich jedermann leicht von der Wahrheit dieser Geschichte überzeugen kann, wenn er sich ins Städtische Museum begibt. Dort befindet sich nämlich der Haifisch, von dem ich spreche, in ausgestopftem Zustande.

Germanische Seherinnen in Rom

Von Franz Xaver Zimmermann (Görz)

Germanische Seherinnen und Wahrsager des Altertums pflegt man sich gemeinhin nur als in Innergermanien lebend und wirkend vorzustellen. Aber es lässt sich zeigen, dass diese rein innergermanischen Gestalten auch ausserhalb ihres Stammes wirkten, dass sie überraschend z. B. in der Volksmenge und am Hofe der Kaiser in Rom aufscheinen, die sich in Regierungs- wie in persönlichen Angelegenheiten ihrem Einfluss umsomehr hingaben, als die magische Kraft dieser Weissager gesteigert wurde durch das Fremdartige ihrer Erscheinung und bei den Seherinnen durch die Hoheit ihres Wesens, das diese Frauen schon in der Heimat den eigenen Volksgenossen unnahbar gemacht hatte.

Bevor man in Rom mit germanischen Seherinnen persönlich zusammentraf, wussten die Römer von ihnen bereits durch die in Gallien und Germanien kämpfenden Legionäre, durch Feldherrn wie Cäsar und Drusus, durch Geographen und Historiker wie Poseidonios. Später als Poseidonios erzählte noch Strabon von den Frauen der Kimbern, die aus Blut und Eingeweiden gefangener Feinde weissagten, angetan mit einem weissen, linnenen Oberkleid, das durch Spangen um die Schultern zusammengehalten wurde, einen ehernen Gürtel um den Leib tragend und barfuss gehend. Diese Beschreibung deckt sich mit dem marmornen Bilde einer germanischen Priesterin im Völkerkundemuseum in Berlin, die dem Stamme der bei Budapest wohnenden Eravisker angehörte. Cäsar und Plutarch berichteten, wie die Familienmütter im Heere des Ariovist keine Schlacht vor dem Neumond zuliessen, wie sie aus Losstäben, der spätere Plinius, wie sie aus den Strudeln, aus dem Wirbel und Brausen der Gewässer prophezeiten. Ueber das Schicksal der Gefangenen warfen sie Los; und als ein Ueberweib, als eine über Menschenmass grosse Erscheinung trat eine solche Germanin dem Drusus an der Elbe entgegen, ihn vor dem Weitermarsch warnend und ihm «mit der Stimme einer Gottheit» den baldigen Tod verkündend. Bei Tacitus heisst diese Germanin Aurinia, aber man glaubt die Albruna in ihr zu erkennen, die Tacitus selbst die Vorgängerin der Veleda nennt.

In Rom begegnen wir germanischen Seherinnen und Wahrsagern vielfach schon im ersten Jahrhundert v. Chr., von Tiberius an bis Domitian, teils am kaiserlichen Hof im Dienste der Herrscher oder als politische Sendlinge aus Germanien, teils in der Urbs als Gefangene und dort Verstorbene. Nur bedingt mag der erste, den wir unter ihnen kennen, dieser Reihe zuzuzählen sein, der chattische (althessische) Priester Libes, der mit andern vornehmen germanischen Gefangenen, darunter Armins Gemahlin Thusnelda, im Triumphzug des Germanicus im Mai d. J. 17 n. Chr. in Rom aufgeführt wurde. Gau- oder Stammespriester wie dieser Libes waren zwar auch des Loswerfens, der Deutung aus dem Vogelflug und aus dem Pferdegewieher usw. kundig, aber sie übten diese Art Weissagerei nicht für einzelne, sondern nur kultisch, nur zur Erforschung des Götterwillens im Dienste der Volksgemeinde aus. Wohl aber gehört zu den «Berufsseherinnen» jene Landsmännin des Libes, die Kaiser Vitellius (69 n. Chr.) als jenes bekannte Chattenweib, die «vaticinans Chatta mulier», bei sich am Hofe hatte und an deren Aussprüche er wie an ein Orakel glaubte.

In ganz anderem Zusammenhang mit dem städtischen und dem staatspolitischen Leben Roms erscheinen die Germaninnen Veleda und Ganna, jene aus dem Stamm der Brukterer, diese eine Semnonin, die beide mit der oben erwähnten Albruna das Dreigestirn der germanischen Seherinnen der ersten Jhdts. n. Chr. bilden. Ihre Bedeutung liegt nicht nur in ihrem kultisch-priesterlichen Dienst, sondern über ihn hinaus in ihrer politischen Stellung. Veleda war, wie der von ihr geschürte und mitgeführte Bataveraufstand unter Civilis (i. J. 69 n. Chr.) zeigt, eine aktive tätige Romfeindin, die ganze Stämme wie die Brukterer, Tenkterer und Usipeter dem Civilis zugeführt hatte. Ihre nationalpolitische Stellung erkennt man daraus, dass sie bei ihrer ersten Fahrt nach Rom in voller Unabhängigkeit daselbst die Friedensverhandlungen Roms mit den rechtsrheinischen Germanen leitete. Ihr Wohnsitz in Germanien, von dem aus sie beriet und entschied, allen Anfragenden nur durch einen Verwandten als Mittelsmann, aber nie persönlich zugänglich, war ein Turm an der Lippe, der für die von ihr beherrschten Stämme ein Nationalheiligtum darstellte. Flussaufwärts wurde dorthin einmal ein erbeutetes Kommandoschiff der römischen Rheinflotte gezogen und der gefangene Legat wurde ihr ebendort als Geschenk, d. i. zur Bestimmung seines weiteren Schicksals übergeben. Auch aus dieser einsamen Höhe wussten die Römer sie endlich zu holen, und so finden wir Veleda i. J. 77 n. Chr. zum zweiten Mal, diesmal aber als Gefangene, in Rom wieder. Ueber ihr Ende daselbst ist, wie über das der ihr schicksalsverwandten Cheruskerin Thusnelda, nichts bekannt.

Anders war die geschichtliche Stellung ihrer Nachfolgerin, der semnonischen Ganna (ihr Name hängt mit dem germanischen Wortstamm GAN- zusammen, der «Zauber» bedeutet), die mit dem Semnonen=«König» Masyos (germanisch: Masuaz) i. J. 96 nach Rom kam; wie man annimmt, auf einer Huldigungfahrt und zum Zwecke ihrer offiziellen Anerkennung durch den Kaiser, zur Einholung der «auctoritas romana» der römischen Regierung. Die freundliche Aufnahme, die Masyos und Ganna beim Kaiser Domitian fanden, wäre nicht erfolgt, wenn Ganna den Römern nicht als eine ihnen genehme Persönlichkeit in Innergermanien erschienen wäre. Gannas Stellung unter ihrem Volk war also nicht unabhängig wie die der Veleda, sondern ihre Einsetzung erscheint als Kompromiss, als ein Uebereinkommen zwischen Germanen und Rom. Mittelbar, nämlich durch die Schrift eines römischen Schilderers germanischer Völker und Sitten, sprechen diese beiden vornehmen Semnonen Masyos und Ganna, noch heute zu uns, wenn die schöne Annahme gerechtfertigt ist, dass auf ihre Erzählungen in Rom das zurückgeht, was Tacitus in der «Germania» (Kap. 39) so fesselnd von einem sonderbaren uralten Kult der Semnonen zu berichten weiss: wie in einem heiligen Hain alle Völker desselben, d. h. suebischen Blutes zusammenkamen — was somit auch auf eine politische Tagung des Stammes schliessen lässt — und wie sie dort eine Gottheit, den «regnator omnium deus», unter Darbringung von Menschenopfern verehrten, einen Gott, der dem germanischen Ziu oder Wodan entsprechen muss. Auch was Tacitus von den Langobarden und vom Kult der Göttin Nerthus erzählt, scheint auf dieselben semnonischen Gewährsmänner zurückzugehen, auf Masuaz und Ganna. Ist dies der Fall, dann müssen wir uns diese beiden Germanen in Rom auch in einem Kreise volkskundlich und geographisch am germanischen Ausland interessierter Römer wie Tacitus, Plinius u. a. vorstellen, umgeben auch von Neugierigen aus der römischen Gesellschaft, für die diese Fremdlinge aus dem Norden und offiziellen Gäste des Staates eine Zeitlang das gebildet haben müssen, was wir heute in der sog. Gesellschaftssprache eine «Sensation» nennen.

Neben diesen geschichtlichen germanischen Seherinnen tritt in einer anderen Ueberlieferung ein nicht mit seinem Namen genannter, aber ausdrücklich als «germanischer Mann» bezeichneter Wahrsager auf, der in Rom vor dem Palast des Tiberius dem dort gleichfalls als Gefangener anwesenden Prinzen Agrippa von Judäa, einem Nachkommen des bekannten Königs Herodes, sein künftiges Schicksal wahrsagt. Keine andere einschlägige antike Nachricht geht so sehr wie diese auf die Einzelheiten einer in Rom ausgeübten germanischen Prophetie ein. Der Wahrsager beruft sich auf die ihm eigene Sehergabe, er ruft die heimischen, also die germanischen Götter und die der Römer zu Zeugen der Wahrheit seiner Worte an, und knüpft, für die Wahrsagerpraxis typisch, seine Ausführungen an die Erscheinung eines auf einem nahen Baume sitzenden Uhus, des Totenvogels, an. Nicht anders als dieser Mann aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. hörte noch im 6. Jhdt. ein König auf Jütland namens Hermegiskios aus dem Gekrächze eines auf dem Baume sitzenden Vogels sein künftiges Geschick, wie Prokopios im «Gotenkrieg» berichtet. Ein halbes Jahrtausend germanischer Prophetie aus der Vogelsprache steigt da zwischen Rom und Jütland vor uns auf.

Dass Rom nicht die letzte Auslaufstation auf dem Wege germanischer Seherinnen nach dem Süden gewesen ist, bezeugt der auf der Insel Elephantine in Aegypten gemachte Fund eines Dokumentes, das die Offiziere und das Hausgesinde eines römischen Statthalters von Aegypten nennt. Unter diesem Gesinde befand sich auch eine Frau namens «Waluburg», die ausdrücklich als «semnonische Sibylle» bezeichnet wird. Name und Standesbezeichnung weisen also eindeutig auf germanische Herkunft und Art dieser Seherin hin, die in der griechischen Bezeichnung zu einer «Sibylle» wird, d. i. zu einer gottberatenen Weissagerin und Seherin. Der Eigenname Waluburg erscheint noch im 8. Jahrhundert in dem Namen der Heiligen Walburga, lat. Walpurgis (gest. 779), und er lebt noch weiter in dem Namen der aus Goethes «Faust» so bekannten «Walpurgisnacht». Denn der kirchliche Festtag der Heiligen Walburga (1. Mai) fiel mit alten germanischen Frühlingsfeiern zusammen, bei denen später die Walpurga als Beschützerin der Menschen vor Hexen und Unholden angerufen wurde. In dem Beisatz «semnonische Sibylle» erkennt man einen Ehrentitel, einen «hieratischen Namen», der vielleicht noch im Zusammenhang mit dem von Tacitus erwähnten Kult der Semnonen steht. — Da Aegypten allein als römische Provinz eine ständige germanische Besatzung mit festen Standquartieren besass, kann Waluburg wohl mit germanischen Kriegern oder als Kriegsbeute aus Germanien im Gefolge des römischen Statthalters nach Aegypten gekommen sein. In diesem Fall hat sie sicherlich Rom als Durchzugsstation berührt und gehört somit, wenigstens als vorübergehende wie jene Ganna, auch in den Kreis der hier behandelten germanischen Seherinnen und Wahrsager in Rom.

Die Rosen der Gräfin Saint-Loup

VON KARL JOSEF KELLER

Lange sind sie geritten: auf verstaubten Strassen durch das fremde Land mit den seltsam schönen Kathedralen und immer bereit, auf den flüchtenden Feind zu stossen und ihn erneut zu werfen, wie sie ihn an der Brücke von Genappe, hinter den Höhen von Waterloo, geworfen haben. Dem jungen Yorck leuchtet die Freude aus den Augen, wenn er sich an die Augenblicke erinnert, da er sein Pferd zwischen Barrikaden und feuernden Feinden hindurch über die Brücke zwang, und er denkt an seinen Vater, den eisernen Yorck, der zu Tauroggen den Anstoss zur Befreiung Deutschlands von fremder Herrschaft gab.

Aber das ist lange her; jetzt ist alles so seltsam und unwirklich um ihn, ihn schelmt es fast wie ein Traum: die Fähnrichsuniform, die er trägt, und die Tage im Sattel hinter dem flüchtenden Feind her, und jetzt der Abend im Schloss des französischen Grafen, das ihnen Rast und Unterkunft für die Stunden der kurzen Nacht gewähren soll.

Sein grauhaariger Oberst trank ihm freundlich zu bei der Tafel, und der Schlossherr, der Graf Saint-Loup, ein gelähmter, feingliedriger Greis, der als Anhänger der französischen Könige Napoleon wohl ebenso hasst wie sie selber, war zu ihm wie ein besorgter Vater.

Und nun ist es das Fräulein von Saint-Loup, mit der er in der tiefen Fensternische steht, während die Offiziere mit dem Grafen plaudern und zwei ergraute Diener die Lichter im hohen Gemach entzünden. Der Abend blaut draussen über dem sanfthügeligen Land, und der junge Yorck sinnt zurück in die Tage, da er noch ein Kind war; denn die Menschen hier sind so zu ihm, dass er sich beinahe wie daheim im Hause der Eltern fühlt.

Sein Glas klingt mit dem der jungen Gräfin zusammen; dies ist ein Klang, der ihm das Blut heftiger in die Wangen jagt. Der Schluck, den er nimmt, ist wohl viel zu gross, um in der Gesellschaft von Frauen genossen zu werden, aber darauf achtet er jetzt nicht, denn er möchte ein Mann sein wie die übrigen Offiziere auch, die mit dem Grafen auf ihren Sieg trinken.

Der Wein aber, der ihm so dunkel und stark durch die Kehle rinnt, lässt ihn mutig aufschauen; er gewahrt plötzlich, wie schön die junge Gräfin ist, und das macht ihn verwirrt, aber nur auf Augenblicksdauer, denn wie sie ihn jetzt ansieht, scheint ihm ihr Blick ähnlich dem seiner Mutter; und wie sie nun leicht errötet und den Kopf ein wenig zur Seite wendet, könnte sie seine Schwester sein, — fern in Preussen...

Aber auch das ist nur ein Augenblick, dann ist sie wieder die schöne fremde Frau, die ihn anlächelt und seinen Namen zu wissen begehrt.

Ein leises Erstaunen ist dann plötzlich in ihrer weichen Stimme, denn so wie er sich nennt, heisst auch ihr Bruder, dessen Name von dem feingliedrigen gelähmten Greis dort drüben verflucht wurde, als er vor wenigen Jahren freiwillig in die grosse Armee des Korsen eintrat. Niemand weiss, wo der junge Graf sich befindet, und niemand wagt in diesem Hause seinen Namen auszusprechen, aus Furcht vor dem alten Saint-Loup, der jetzt mit den preussischen Offizieren scherzt, weil sie mit ihm eines Gedankens sind.

Dem jungen Yorck ist seltsam zumute in seinem verschnürten Waffenrock, das Lachen der Gefährten rauscht an seinem Ohr vorüber, und er denkt, dass es der purpurne Wein ist, der seine Sinne so wirblig macht. Und dann sieht er wieder die Augen der Komtesse, wie sie voll Furcht fast über sein Gesicht gleiten, und sieht, wie ihre Lippe leise bebt, als sie seinen Namen flüstert.

«Sie haben mich wirklich an meinen Bruder erinnert, vorhin, als Sie eintraten!» sagt sie leise, und nach einer kleinen Pause fügt sie hinzu, «und nun heissen Sie auch so wie er! Aber mein Vater hasst ihn!» sagt sie dann gleich darauf, und der junge Yorck hört, wie ihre Stimme schmerzlich bebt bei diesen Worten, und er muss sich zusammen nehmen, dass er seine Arme nicht um den Leib der Frau schlingt und ihr tröstend über das Haar fährt, so wie seine Mutter ihm manchmal getan, als er noch klein war.

Ein süsses weiches Gefühl beschleicht ihn; gerne möchte er der schönen Frau helfen und weiss nicht wie; er fühlt seine Jugend in diesem Augenblick wie eine schwere Last und sagt gequält, nur um überhaupt etwas zu sagen: «Ach, Komtesse, ich fürchte, es gibt zuviel Hass in dieser Welt!»

Und die junge Frau darauf zögernd, wie angeweht von einer Erkenntnis: «Und zu wenig Liebe, um soviel Hass zu tilgen!» Und während eine jähe Röte ihr über die Stirn fliegt und in ihrer Stimme plötzlich ein Gemisch von Unsicherheit und Furcht liegt, dehnt sie zögernd und langsam die Worte: «Liebe, — wissen Sie überhaupt, was Liebe ist!»

Dem Fähnrich verschwimmt das Zimmer vor den Augen bei dieser Frage; er schämt sich und weiss nicht warum; sein Ohr hätte lieber Waffengeklirr und Traben schnaubender Rosse und den Hornruf vernommen, der ihn mit tausend anderen Reitern zusammen gegen den Feind würfe, es wäre ihm wohler als jetzt, da eine leise Duftwelle aus dem Haar der Frau zu ihm aufsteigt, und er nicht weiss, was er ihr sagen soll.

Er schüttelt den schmalen Kopf wie in Abwehr; stockend nur setzt er seine Worte, und ihm ist, als zerbräche ferne von ihm etwas Unsichtbares, Zartes, doch dann ist er wieder der Reiter, der sein bäumendes Pferd über die Gräben vor dem Dorfe Genappe zwingt: «Liebe — nein, Komtesse, wir haben nur die Pflicht kennen gelernt!»

Die schöne Frau erblasst, aber sie lächelt aus ihrer Blässe heraus, denn jetzt sind sie plötzlich umdrängt von den anderen Offizieren, die mit ihr anstossen wollen, und dann ist es schliesslich auch dunkel geworden inzwischen über dem blauen Land draussen; der Oberst empfiehlt, schlafen zu gehen, da der frühe Tag schon die Reiter wieder im Sattel sehen soll.

So ist der Abschied nur flüchtig und kurz; jedoch der graue Morgen, der nach unruhigem Schlaf heraufdämmert, bringt wieder Bewegung ins Schloss und Kommandorufe. Pferde stampfen vor der Treppe, und der grauhaarige Oberst setzt vor allen anderen den Fuss in den Bügel. Der junge Yorck reitet an seiner Seite; aufrecht und schlank sitzt er auf seinem Pferde: Ross und Reiter wie aus einem Guss.

Das Fräulein von Saint-Loup steht am Fenster mit flüchtig hochgewundenem Haar; sie entsinnt sich nicht, schon einmal einen so grauen Morgen erlebt zu haben. Lange blickt sie den Reitern nach und sieht nur die knabenhafte Gestalt im Sattel und denkt an die weissen Rosen, die sie auf der stillen Treppe an den verschnürten Rock des Fähnrichs gesteckt hat...

«Er soll wiederkehren!» denkt sie, auch dann, wenn er wieder fortreitet, nach Preussen, das so weit ist und all ihren Vorstellungen so fremd. Und wie sich jetzt nur noch eine Wolke von Staub dort erhebt, wo eben noch spielzeuggross die Reiter trabten, sieht sie plötzlich auch die Dinge in ihrer Nähe nur noch verschwommen, denn es ist ein Schleier vor ihren Augen, und es dauert eine Weile, bis sie begreift, dass er aus Tränen gewebt ist...

Einen Tagritt eit liegt das Schloss hinter ihnen, dann mehren sich allmählich die Strassen, und fern steigt die Stadt auf, die sie lange suchten: Paris! Reiter streifen, gleich ihnen, von vielen Richtungen: das Heer ist nahe, aber sie müssen ihre Ungeduld zügeln. Die Augen des jungen Yorck leuchten still, wie in Erinnerung und vor Erwartung zugleich; er denkt: «Hier endlich ist das Ziel!» Und er wundert sich, dass um ihn Kameraden sind, die lachen und scherzen können in solchen Augenblicken wie diesem, und er denkt, beinahe neidisch: «Sie haben keine Väter, die grösser sind, als sie selber jemals werden können, und ihnen wurden auch keine Rosen an die Brust geheftet auf einer stillen Treppe.»

Aber das Lachen vergeht ihnen auch dann nicht, als plötzlich hinter einer Bodenwelle Reiter auftauchen: französische Kürassiere, und sich ihnen in Uebermacht nähern. Der grauhaarige Oberst steht steil in den Bügeln, sie hören seine scharfe Kommandostimme und brausen los auf den überraschten Feind; brechen ein in die bald planlos sich wehrenden Reihen und werfen nieder, was sich erbittert wehrt. Der Oberst fällt, und viele Offiziere und Reiter mit ihm, jedoch die französischen Sättel sind alle leer, und die Tiere stehen stumm bei den Toten.

Der junge Yorck blutet, sein linker Arm hat einen Hieb erhalten, und von der Stirne sickert es rot und schmal; aber er tut, als wäre das nur ein Geringes und nicht der Rede wert. Denn es sind nur wenige unter den Kameraden, die der feindliche Stahl nicht zeichnete, und es weiss, dass er vor ihnen bestehen muss, weil er Yorck heisst und von den Offizieren sich keiner mehr im Sattel halten kann.

So will er denn jetzt den Befehl zum Sammeln geben, aber die Stimme versagt ihm plötzlich, denn über die Bodenwelle vor ihnen kommen Reiter, Franzosen, und es werden immer mehr, und sie sind rechts und links von dem Häuflein Husaren, so dass kein Entrinnen mehr ist.

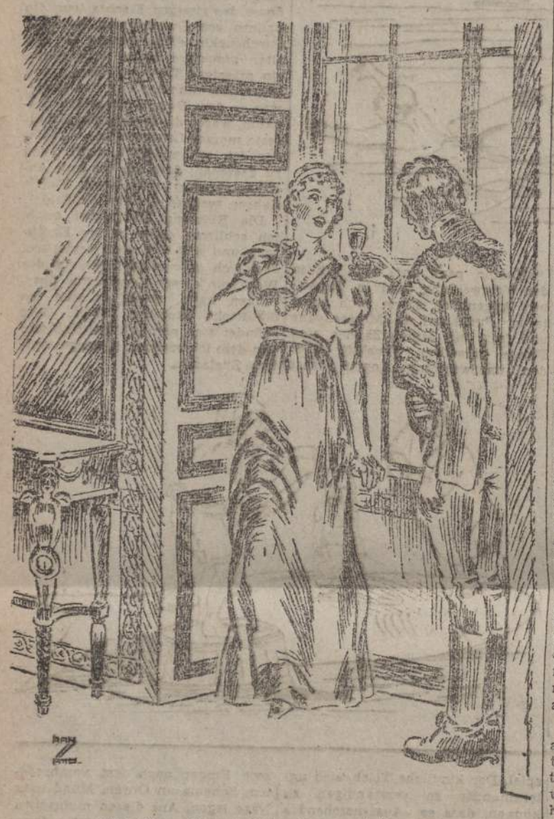
Zwei, drei Kürassiere galoppieren voran; sie fordern die verwundeten Deutschen auf, sich zu ergeben.

Der junge Yorck wankt im Sattel; er starrt geradeaus in das Gesicht des nächsten Feindes, und sein wunder Arm zuckt nach den weissen Rosen am verschnürten Rock, denn die Augen des Reiters vor ihm gleichen den Augen der schönen Frau im Schlosse des alten Saint-Loup. Aber das ist auf einmal, wie wenn es vor Ewigkeiten sich schon zugetragen hätte und nicht erst einen Tagritt weit zurück läge, und er täuscht sich auch wohl, denn jetzt ist es das Antlitz seiner Mutter, die ihn bittet, auf seine Jugend zu achten; ja vielleicht träumt er auch nur, denn jetzt sieht er es drüben die Reihen der Kürassiere entlang blitzen, und sieht, dass es blanke Säbel sind! Und da ist auch die Stimme des feindlichen Offiziers wieder, und sie klingt kurz und hart, gleich einer Waffe, und ähnlich der Stimme des gelähmten Greises, der mit ihnen auf ihren Sieg trank: «Ergebt euch!»

Der Fähnrich blickt einen Augenblick um sich und sieht die Augen der Husaren auf sich ruhen; sie warten wohl was er tun wird, und da reisst er sich hoch, und in seiner Rechten ist der blanke Stahl, der bei Genappe sich das erste Mal mit rotem Blut färbte.

«Ich heisse Yorck!» schreit er auf und es klingt wie Empörung und Befehl zugleich, und da ist er mit den Seinen auch schon mitten im Feind.

Aber der Husaren sind nur Wenige, und die feindlichen Reihen sind dicht; einer nach dem andern sinkt aus dem Sattel; zuletzt auch der junge Yorick, dessen trotzige Lippen leise zu lächeln scheinen, während er seitwärts zur Erde gleitet und die weissen Rosen sich plötzlich rot färben auf seiner Brust...



Sein Glas klingt mit der jungen Gräfin zusammen
Zeichnungen Prof. Ranzatto

Aufrecht und schlank sitzt er auf seinem Pferde: Ross und Reiter wie aus einem Guss. Das Fräulein von Saint-Loup steht am Fenster mit flüchtig hochgewundenem Haar; sie entsinnt sich nicht, schon einmal einen so grauen Morgen erlebt zu haben

ZWEI MORGENLIEDER

Friedrich von Schiller:

Verschwunden ist die finstre Nacht,
die Lerche schlägt, der Tag erwacht;
die Sonne kommt mit Prangen
am Himmel aufgegangen.
Sie scheint in Königs Prunkgemach,
sie scheinet durch des Bettlers Dach,
und was in Nacht verborgen war,
das macht sie kund und offenbar.

Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
der über diesem Haus gewacht,
mit seinen heil'gen Scharen
uns gnädig wollt' bewahren!
Wohl mancher schloss die Augen schwer
und öffnet sie dem Licht nicht mehr;
drum freue sich, wer neu belebt
den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

Joseph von Eichendorff:

O wunderbares, tiefes Schweigen!
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
als ging' der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen.
Wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
ich schäm' mich des im Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
will ich, ein Pilger, frohberett
betreten nur wie eine Brücke
zu dir, Herr, übern Strom der Zeit.

Lachende Kunst

RECHTSCHREIBUNG

Wieland und Herder stritten sich einst über die deutsche Rechtschreibung, und der Dichter des «Oberon» verlangte unbedingt eine Reform. «Wir wollen bei uns anfangen und übereinkommen, wenigstens das Ph überall als F zu schreiben», meinte er. «Schon im Hinblick auf Ihre armen Schulkinder müssen wir das, Her Schulephorus», fügte er hinzu. Aber Herder spasste spöttisch mit einem kecken orthographischen Wortspiel: «Stolpern Sie aber dabei nicht über Fäden, Herr Sprachgelehrter! Dann würde ja selbst die Filosofie, weil sie vom lateinischen filum, der Faden, kommt, zur Fadenweisheit!»

REISEFIEBER

Grosse Ereignisse pflegen bekanntlich ihre Schatten voraus zu werfen, denn das ist ihre Eigentümlichkeit, die man ihnen nicht abgewöhnen kann.

Nun gibt es Menschen, die schon den einfachsten Dingen des täglichen Lebens gegenüber krankhaft unbeholfen sind. Der Maler Wilhelm Leibl gehörte zu dieser Gattung. Vor jeder noch so kleinen Reise wurde er so nervös, dass ihm schon das Einpacken der Sachen fürchterliche Qual bereitete und er mit tödlicher Sicherheit die wichtigsten Dinge vergass und Belanglosigkeiten, für die er keine Verwendung hatte, mitnahm. Kurzbuch und Bahnhof brachten ihn aber zu völliger Kopflosigkeit.

Einmal besuchte der Maler seinen Bruder. Unterwegs übernachtete er bei einem Freund. Am anderen Morgen gingen die beiden zum Bahnhof. Der Freund löste die Fahrkarte, führte Leibl zum Zug, wählte für ihn einen guten Platz im Abteil und verstaute den Handkoffer. Als alles besorgt war und man auf die Abfahrt des Zuges wartete, sagte Leibl: «So, Alfred, jetzt schieb mich hinein!»

WEIN UND LIEBE

Auf Professor Gauss machte ein Student während der Vorlesung einen so zerfahrenen Eindruck, dass er sich später an den jungen Mann mit der Frage wandte: «Sagen Sie, trinken Sie?»

«Aber nein», wehrte der Student ab, «Herr Professor, ich rühre keinen Wein an!»

Worauf Gauss seufzend meinte: «Dann sind Sie also verliebt — und das ist noch schlimmer!»

IM EIGENEN INTERESSE

Im Kreise Karl Valentins sprach man über den Zusammenhang zwischen Körperbeschaffenheit und Charakter, und dazu meinte einer: «Grosse und starke Männer sind meist gutmütig...»

Valentin machte hierzu die Feststellung: «Und kleane und schwache Männer tun guat dran, es auch zu sein.»

UNSTERBLICHE PROSA

Dem Leben lernen

Worte von Johann Gottfried Herder

Was heisst dem Leben lernen? Offenbar: was nützlich im Leben ist, was angewandt werden kann, wodurch wir besser leben lernen. Da aber das Leben so viel und mancherlei bedarf, da der Anwendungen und Nutzbarkeiten so viele, und gewiss nicht alle unmittelbar sind, indem eine Kenntniss auf die andere bauen, der andern fortheilfen muss: so wäre es sehr thöricht, bei allem, was ich lerne zu fragen: wozu kann ich's anwenden? was wird mirs bringen oder helfen? Thor, übersiehst du dein Leben und weisst alle Umstände vorher, in die du kommen kannst? Weisst du, was in jedem Geschäft, in jeder Minute brauchbar oder entbehrlich sei? Wenn du Geld sammlest, fragst du, oder weisst du bestimmt voraus, wozu du es anwenden, wenn du eine Sprache lernst, weisst du, mit wem du die Sprache sprechen werdest? Also führt der Ausdruck: «dem Leben lernen» darauf zurück, dass man sich selbst in allen seinen Anlagen und Fähigkeiten, in Seelen- und Leibeskräften zu dem bilde, was Leben heisst, an sich, so weit das die Gelegenheit, Zeit, Umstände verstatten, nichts roh, nichts ungebildet lasse, sondern dahin arbeite, dass man ein ganz gesunder Mensch fürs Leben und für eine uns angemessene Wirksamkeit im Leben werde. Hierdurch bekommt also jeder seine eigene Lektion zu lernen, die für ihn und für keinen andern gehöret. Wie einer seine Seelenkräfte, seine Organe, seine Umstände, seine Lebenszwecke, seine Kräfte und das Maas derselben selbst am besten kennt und durch Erfahrung erprobt, so lerne er für sich und für keinen andern, für sein Leben.

Abgeschlossen wird hierdurch in unserm Lernen nicht nur alles völlig Unnütze, sondern auch alles uns Fremde, was nicht zu uns gehört. Kleidisch ist's, sich mit fremden Flicken und Lappen auszuschmücken, wenn man ein eigenes ganzes Kleid, das unserm Körper gerecht ist, sich selbst schaffen kann und soll. Wahnsinnig ist's, sich seine Augen ausstechen oder abstumpfen, um durch ein fremdes Glas sehen zu lernen. Vielmehr übe und bilde alle deine Seelen- und Leibeskräfte und zwar in gutem Verhältniss, in richtiger Proportion aus, so lernst du dem Leben.

Wie dies geschehe, muss jedem sein eigenes Herz und der Rath eines verständigen Lehrers sagen, unter dessen Leitung er sich bildet. Wer vor lauter Fleiss in der Schule dumm wird, wer sich blödsinnig, hipochondrisch, schwach und krank studiert, Seelenkräfte bildet und den Körper vernachlässigt, gleich als ob er ein purer Geist wäre, wer eine Seelkraft, z. B. die Einbildungskraft, das Gedächtniss, ohne die andere, den Verstand, die Ueberlegung pfleget, wer für den Kopf studiert, ohne ans Herz zu denken, und ein andrer, der immer nur in Empfindung schwimmen will, ohne sich mit kalter Kühnheit richtiger Begriffe zu befleissigen, wer mit allem tändelt und eine ernste anhaltende Mühe wie die Hölle flieht: alle diese lernen nicht fürs Leben, denn im Leben muss der ganze ungetheilte Mensch, der gesunde Mensch mit allen seinen Kräften und Gliedern, er muss mit Kopf und Herz, mit Gedanken, Willen und That, nicht etwa nur im Spiel, sondern auch im höchsten Ernst, nicht nur wohlgefällig, sondern auch mächtig wirken; wer dies nicht kann, wer sich hiezu nicht frühe geübt hat, der hat nicht fürs Leben gelernt. Und o, wen straft hier sein Gewissen nicht! wie manches lernten wir, woran wir wohl hätten vorübergehen können, und gaben ihm eine Zeit, die wir dem Nothwendigen, weil es uns nicht angenehm war, entzogen! Wie manches versäumten wir, was doch das Leben nothwendig erfordert, und durch dessen Entbehrung wir nachher beständige Himpler und Hampler in der Kunst des Lebens, wie in unserem Geschäft bleiben. Erwache, Jugend, und lerne fürs Leben! Die Zeit für welche du erwächsest und dich bereitest, braucht gewiss lebensgelehrte Männer, d. i. Männer, die leben gelernt haben, Männer von richtigen Sinnen, von gesundem Augenmaas, von fester Hand in allerlei Künsten, von gesundem Ohr, recht zu hören und zu fassen, was gesagt wird, und darauf recht zu antworten, also auch von reinem gesundem Ausdruck, Bekanntschaft mit Dingen der Natur, mit dem Zustande der Welt, mit ihren Bedürfnissen und Geschäften, wodurch ein richtiger Verstand, eine reine tüchtige Ueberlegung gebildet wird. Ihr Jünglinge, geht einem neuen Jahrhundert entgegen, in welches wir als Alte halbgelebt eintreten: kennt dem neuen Jahrhundert, in ihm zu leben!

Leben lernen heisst, die Stunden des Tages wohl eintheilen, sich Ordnung im Geschäft geben und sie mit strenger Munterkeit erhalten, den Ergötzlichkeiten, dem Schlaf, der Trägheit nicht mehr Zeit einräumen als ihr gebührt, sich Vorschriften machen, wodurch man seine Schwäche überwindet, seine eigenthümliche Schwäche, die niemand besser als wir selbst kennen, die zu überwinden uns am schwersten wird, und die die Eigenliebe so gern in Schutz nimmt; bestehe diese, worin sie wolle; sei es Hang zu Stolz, zu thörichter Einbildung von sich selbst, an der so viel junge Leute unseres Zeitalters krank liegen, mithin zu Geringschätzung und Verachtung anderer; oder Neigung zu Hass, zu Zorn, zu Menschenfeindschaft, oder zu Verzagtheit, zu Kleinmuth, am meisten zu Ueppigkeit, zu Wollust, Trägheit, zu Tändelei mit dem andern Geschlecht. Durch alle diese Neigungen, wenn sie überhand nehmen, verliert, vertändelt, entnervt, vergället der Jüngling sein Leben und schafft sich keine andere Aussicht, als sich und andern zur Last zu werden, das Leben einst selbst als eine Bürde zu tragen oder zu vergeuden und zu verlieren. Von allen diesen Feindinnen des Lebens hinweg, Ihr Jünglinge! — lernt leben, gesund, würdig und glücklich leben!

Sport

Neue Einladung Gunnar Haeggs nach Amerika

Der amerikanische Sportverband hat, wie «Stockholms Tidningen» aus New York berichtet, Gunnar Haegg, Arne Andersson und Haakan Lidman erneut zur Teilnahme an Wettkämpfen in USA im Januar eingeladen. In der Einladung wird darauf hingewiesen, dass es zugleich notwendig sein werde, die Tournee der schwedischen Läufer mit einer Hilfsaktion für Wohltätigkeitszwecke zu verbinden; das amerikanische Finanzministerium stehe nicht hinter dieser Einladung.

Fechter auf neuen Wegen

Durch Fortfall der auswärtigen Turniere sind die Fechter mehrfach dazu übergegangen, sich ihre Wettkampfstärke durch Kämpfe am Ort zu erhalten. Es werden mit den stärksten noch anwesenden Fechtern fünf bis zehn Gefechte hintereinander ausgetragen, um so einen Massstab zu gewinnen: Diese Gänge werden nach acht Tagen fortgesetzt, und aus der entstehenden Tabelle kann man dann den Leistungsstand bzw. Fortschritt feststellen. So hat sich in Düsseldorf der Reichsklassenfechter Paul Schulze (Deutscher Fechtklub) zur Verfügung gestellt, an dem sich nun die einheimischen Fechter erproben können. Im Säbel verbesserte sich der Bezirksmeister Wimmer (Deutscher Fechtklub) von einem 2:8 bei einem Treffenverhältnis von 26:45 auf 3:7 (36:47). Der Florett-Gebietsmeister Jürgen Preiss (Rheinischer FK Düsseldorf) konnte in einem Fünfergang einen bemerkenswerten Anfang von 1:4 mit dem guten Trefferverhältnis von 15:23 erzielen. Diese Tabellenkämpfe werden jeden Sonntag beim Deutschen Fechtklub Düsseldorf ausgetragen und sollen später auch für Fechterinnen durchgeführt werden.

Aus vergilbten Blättern

Offiziers-Schicksale vor dem Grossen Krieg

Von RUDOLF v. EICHTHAL

Der göttliche Funke

(1. Fortsetzung)

Dann nahm er behutsam, jedes Geräusch vermeidend, einen nach dem andern der fünfzig Säbel seiner Kameraden von den Kleiderrechen und lehnte diese Säbel, die Scheiben nach unten, die schweren Gefässe nach oben, in Pyramidenform an den Stuhl an.

Vergnügt lächelnd betrachtete er noch einen Augenblick sein Werk. Dann nahm er seine Mütze und seinen Säbel und entfernte sich eilends aus der Schule.

Herr Mathieu aber setzte drinnen den Unterricht fort, bis das langgedehnte, schrille Glockensignal auf dem Gange das Ende der Schulstunde anzeigte.

Daraufhin ergriff er seinen Hut und schritt, trauernd gesenkten Hauptes auf die Türe zu, nicht ohne im Vorübergehen einen letzten, umflorten Blick auf die beiden, nun für immer verwaisten Plätze zu werfen.

Voll Artigkeit riss einer der Offiziere vor ihm die Türe auf.

In diesem Augenblicke aber geschah etwas Fürchterliches.

Wer es weiss, welchen Lärm ein einziger, auf den Parkettboden niederfallender Säbel vollführt, wird ermessen können, was jetzt erfolgte.

Klirrend, krachend, mit ohrenbetäubendem Getöse stürzten die fünfzig schweren, plötzlich ihrer Stütze beraubten Säbel zu Boden und dem aus der Türe Tretenden entgegen. Es war ein Höllenkrawall, als bräche ein Erdbeben los, als stürzte das alte Haus in Trümmer. In dem ganzen weitläufigen Schulgebäude war der Spektakel hörbar, ja sogar unten, auf der Dreihufeisengasse, blieben die Passanten stehen und blickten zu den offenen Lehrsaalfenstern herauf.

Das war zu viel für die ohnehin bereits angegriffenen Nerven des alten Herrn. Einer Ohnmacht nahe, wankte er zurück zu einem Stuhl, auf dem er leichenblass, mehr tot als lebendig, zusammensank.

Erst nach einer Weile konnte er wankend seinen Weg in das Professorenzimmer fortsetzen.

Dort aber wartete seiner die letzte, schwerste Ueberraschung: Dort erfuhr er auf seine Frage hin erst von den höhnisch lächelnden Generalstählern, dass an der ganzen tragischen Doppelselbstmordgeschichte kein wahres Wort und dass er einfach einem Schülerscherz aufgesessen war.

Dies war Herrn Oberleutnant Spielvogels Rache für die Angeberei des Franzosen.

* * *

Wie nicht anders vorauszusehen war, trug dieses Stückchen dem übermütigen jungen Offizier eine Zitierung zum Schulkommandorapporte ein.

«Herr Oberleutnant», begann der Kommandant, als der Uebeltäter am nächsten Tage in voller Parade vor ihm stand, mit seiner armeebekannten hohen, dünnen Fistelstimme. «Sie wissen, warum Sie hier sind. Sie haben sich mit dem Professor Mathieu einen höchst unpassenden Scherz erlaubt, der den alten Herrn so alteriert hat, dass er seither krank zu Bett liegt.

Aber das ist durchaus noch nicht alles.

Mehrere Herren des Lehrkörpers haben sich bei diesem Anlass ebenfalls über Sie beklagt. Im Gegensatze zu den anderen Frequentanten sollen Sie auffallend wenig Fleiss entwickeln, oft ganz unvorbereitet in den Unterricht kommen, manchen Gegenständen überhaupt keine Aufmerksamkeit zuwenden, die Vorträge durch allerhand Späße stören, oder zuweilen auch ganz dem Unterricht fernbleiben. Letzten Montag haben Sie, in der Militärgeographie zur Tafel gerufen, Polen link's der Weichsel auch nicht in den gröbsten Umrissen zeichnen, ja nicht einmal annähernd den Lauf der Weichsel angeben können. Stimmt das?»

«Jawohl, Exzellenz!»

«Im Gegenstande Heeresorganisation haben Sie nach einem Vortrage des Herrn Oberstleutnant Buchta über das italienische Wehrgesetz auch nicht einmal anzugeben vermocht, wovon der Vortrag gehandelt hat. Stimmt das?»

«Jawohl, Exzellenz!»

«Das ist aber noch gar nichts. Dem Lehrer der Strategie haben Sie auf dessen Frage, was Mack bei Ulm am 5. Oktober hätte tun sollen, geantwortet: ‚Schleunigst um Pensionierung bitten.' Stimmt das?»

«Jawohl, Exzellenz!»

«Jawohl, Exzellenz! Das ist alles, was Sie erwidern können! Schön, wirklich sehr schön! Aber hören Sie nur weiter: Der Herr Major, der Naturwissenschaften tradiert, meldet mir, dass es ihm trotz aller Bemühungen im letzten Halbjahre nicht gelungen ist, Sie zu prüfen, weil Sie noch nicht ein einzigesmal in seinem Unterricht zu sehen waren. Ist das richtig?»

«Jawohl, Exzellenz!»

«Und der Herr Professor, der Staatsrecht vorträgt, behauptet, dass er Sie in den eineinhalb Jahren Ihres Hierseins überhaupt noch nicht von Angesicht zu Angesicht kennengelernt hat. Stimmt auch das?»

«Jawohl, Exzellenz!»

«Jawohl, Exzellenz, jawohl, Exzellenz, und immer wieder nur jawohl, Exzellenz!» Ja, erlauben Sie mir, Herr —» hier erhob der sonst so ruhige, beherrschte alte Herr seine Stimme zu grösserer Schärfe — «ist das alles, was Sie zu erwidern haben? Ich halte Ihnen da ein ganzes Register von unglaublichen Dingen vor und Sie antworten konsequent darauf: Jawohl!? Ja, Herr, liegt Ihnen denn gar nichts an Ihrem weiteren Verbleiben an der Kriegsschule? Glauben Sie, man wird Ihnen die Zuteilung 1) und den grünen Rock 2) nachschmeissen? Wie? Antwort will ich haben!»

«Exzellenz», sagte der junge Offizier, dem erbosten alten Herrn ruhig und offen ins Auge blickend, «ich habe keine andere Entgegnung als die, die ich mir bereits einmal Exzellenz zu geben erlaubt habe: Ich habe weder die Kriegsschule noch die Generalstabskarriere besonders angestrebt. Ich habe mich in der erbärmlichen Langeweile meiner Provinzgarnison nach dem Leben der Grossstadt gesehnt, das war der einzige Grund, warum ich die Aufnahmeprüfungen in die Kriegsschule versucht habe. Exzellenz haben eine viel zu gute Menschenkenntnis und Beobachtungsgabe, um nicht zu erkennen, dass ich mich hier in der Dreihufeisengasse nicht sehr wohl fühle, denn mir die ganze Luft hier an der Schule nicht behagt...»

«Hm, hm!» machte der General in diesem Augenblick, den Sprecher unterbrechend. «Wollen Sie damit sagen, dass Sie auf den weiteren Besuch der Schule freiwillig verzichten?»

«Ich will damit nichts anderes sagen, als dass ich mich der Entscheidung Eurer Exzellenz voll unterwerfe. Freiwillig aus der Schule auszutreten, das würde ich nicht übers Herz bringen, weil mir an jedem Tag, den ich in meinem geliebten Wien verbringen kann, gelegen ist. Etwas anderes ist's, wenn Exzellenz...»

«Hören Sie mich an, Herr Oberleutnant», unterbrach der alte Herr, nun wieder in seinem gewöhnlichen ruhigen Ton, den jungen Offizier. «Ich will ganz offen mit Ihnen reden: Sie haben unter den Lehrern viele Feinde. Aber Sie haben auch warme Freunde. Der Herr Major Neugebauer zum Beispiel meldet mir, dass Sie im operativen Generalstabsdienst einer seiner besten Schüler sind. Der Taktiklehrer bezeichnet Sie schlechtweg als den Talentiertesten der ganzen Klasse. Ihre schriftlichen Antworten in den Taktikaufgaben sind — im Gegensatz zu dem gelehrten Quatsch vieler anderer Herren — kurz, klar und präzis, die Lösungen treffen den Nagel auf den Kopf. Ich selbst habe mich oft schon an der Klarheit Ihrer Lösungen erfreut!»

1) Zuteilung zum Generalstabe, erste Vorstufe der Generalstabslaufbahn.
2) Im alten Oesterreich trug der Generalstab dunkelgrünen Waffenrock.

(Fortsetzung folgt)

Rätsel

VERSTECKRAETSEL

In jenem der nachfolgenden Sätze ist ein bekannter Städtename versteckt. Die Anfangsbuchstaben der sieben Namen bezeichnen einen Sport.

1) Noch heute fragt man sich, wessen Schuld es gewesen ist. — 2) Nun borgt er wieder bis er Lohn erhält. — 3) Wir konnten ihm die grosse Tat auf diese Weise danken. — 4) Drei Jahre schmachtete Karl im Burgverliess. — 5) Wandern, ach Wandern, du meine Lust! — 6) Dann packte mich das Graun nach diesem grässlichen Erlebnis. — 7) Nun erst war er frei, Burgund lag weit hinter ihm.

SILBENRAETSEL

Aus den Silben:

a ak bold burg char che cu de de del di dis dor e e e e eu fel feu ger he i im kei ker ko kord kow ku le le le lei li licht lot ly min na ne no nord not o pe pi plin po pyr ra rauf rew ri rich rie rin rus sar sel sei spon sti ta ta ten ter the trep trud tur tür u un us vam xe zi

bilde man 31 Wörter, deren Anfangsbuchstaben von oben und Endbuchstaben von unten gelesen, einen Gedanken unsres Führers nennen. (ch und eu gelten als 1 Buchstabe).

1. Ordnung, 2. wagnerische Bühnengestalt, 3. Balkanprovinz, 4. Wasserjungfrau, 5. Musikstück, 6. Schulzubehör, 7. juristische Person, 8. Nachtvogel, 9. südamerikan. Staat, 10. Märchenfigur, 11. Zusammenklang, 12. Hausaufgang, 13. Kanton, 14. Fluss zum Bug, 15. Versfuss, 16. Zeitabschnitt, 17. Wüstling, 18. Ungeheuer, 19. Sonntag, 20. Landschaftsmaler, 21. Südfrucht, 22. Kletterpflanze, 23. Bienenvater, 24. Naturerscheinung, 25. kl. Fisch, 26. Reich in Vorderasien, 27. Frauenname, 28. Gardinenstoff, 29. Küchenpflanze, 30. Teil Berlins, 31. Sinnbild der Musik.

WER RIET RICHTIG?

Die Lösungen der Rätsel vom letzten Sonntag:

Silbenrätsel: 1. Gallwespe, 2. Umbrien, 3. Tigerin, 4. Epoche, 5. Nation, 6. Eigenlob, 7. Schuhmacherei, 8. Sandelholz, 9. Elektrode, 10. Lori, 11. Nachwort, 12. Braunlage, 13. Rotkehlchen. — *«Gute Nesseln brennen beizeiten.»*

Skataufgabe: Skat: Kreuz—As und Herz—7; *gedrückt:* Pik—10 und Pik—Dame. — *Kartensitz:* A) Herz—Bube, Kreuz—König, Pik—As, Herz—10, —König, —8, Karo—10, —König, —9, —7; B) Kreuz— und Pik—Buben, Kreuz—As, —Dame, —9, —7, Herz—As, —Dame, —9, —7; C) Karo—Bube, Kreuz—10, —8, Pik—König, —9, —8, —7, Karo—As, —Dame, —8.

Spielverlauf: 1. A) Pik—As:Pik—Bube:Pik—7 (+13). 2. B) Kreuz—Bube:Karo—Bube:Pik—Bube (+6). 3. B) Kreuz—As:Kreuz—8:Kreuz—König (+15). 4. B) Herz—As:Karo—8:Herz—8 (+11). — Mit den gedrückten 13 Augen hat der Spieler nun 58 erreicht. Alle andern Stiche bekommen die Gegenspieler. Hätte B) nicht Herz—As gezogen, so hätte er gar nur drei Stiche machen können.

Wirtschaft

Das hungernde Paris

Die Londoner und Washingtoner Agitation hatte den Franzosen den Invasionsfall goldene Berge versprochen. Weiter als bis zu den für Hilfslieferungen ist es nicht gekommen. Wie es mit der Versorgung der Pariser Bevölkerung aussieht, geht aus einem in der Londoner «Times» erschienenen Bericht hervor, in dem es u. a. heisst: «Das Bild des befreiten Paris hat eine sehr düstere Seite. Gegenwärtig sind alle Vorräte erschöpft. Da die meisten verfügbaren Transportmittel dringend für die militärischen Operationen benötigt werden, ist die Durchführung der Pläne mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Nur durch die grössten Anstrengungen der Behörden und bei äusserster Selbstdisziplin der Bevölkerung wird es möglich sein, für die Rückkehr eines normalen Lebens zu sorgen und mit den Problemen des Hungers und der bittersten Not fertig zu werden».

England von USA auch in Europa übertroffen

Nachdem kürzlich schon die «Daily Mail» schwere Anklagen gegen die skrupellose Methode amerikanischer Geschäftsleute veröffentlichte, die als Offiziere getarnt, die Situation in Frankreich ausnutzten, bringen nun auch die «Times» einen Aufsatz, der die britischen Befürchtungen über die amerikanische Exportoffensive in Europa ausdrückt. Die «Times» befürchten, dass England im Export durch die schwere Konkurrenz Amerikas völlig ins Hintertreffen komme. Führende englische Industrielle seien deprimiert, weil die britische Regierung nicht ihre Pläne über die Exporttätigkeit nach dem Kriege veröffentliche. Dabei könne nur durch gesteigerte englische Ausfuhr der für die Wiederaufbauarbeit dringend nötige Import bezahlt werden. In amerikanischen Wirtschaftskreisen schätze man den Rückgang der britischen Ausfuhr während des Krieges auf 60 bis 75%.

Spaniens Apfelsinenernte

Nach den aus den verschiedenen Apfelsinenanbaugebieten eintreffenden Berichten wird die diesjährige Apfelsinenernte die Ziffer der Vorjahrsernte von 500 000 t nicht erreichen. Der zu erwartende geringere Ertrag wird auf ungünstige klimatische Bedingungen, auf den Mangel und die hohen Preise der künstlichen Düngemittel und auf die geschmälerten Exportmöglichkeiten zurückgeführt. Dadurch dürfte die diesjährige Apfelsinenernte nur etwa die Hälfte der Produktion des Jahres 1935 ausmachen, in dem 970 000 t geerntet wurden.

Um einen gewissen Ausgleich für den Ausfuhrverlust zu schaffen, ist in den letzten Jahren eine Reihe neuer Industrien in Spanien geschaffen worden, die Essenzen, Apfelsinensäfte, chemische Produkte und anderes herstellen und im letzten Jahr bereits 100 000 t Apfelsinen verbrauchten. Die Zahl der Apfelsinen verarbeitenden Fabriken beläuft sich auf 69, davon allein in Valencia 42.

Der Landwirt in der Provinz Laibach

Vorhandene Möglichkeiten für erhebliche Ertragssteigerungen

LAIBACH

Der Besitz der Bauern in der Provinz Laibach, wie ihn die letzten Statistiken zeigen, ist zu gering, um ihnen unter normalen Verhältnissen ein einigermassen auskömmliches Dasein zu gewährleisten. Mehr als ein Zehntel der Bauernbesitze, genau 11.8 v. H. davon, umfasst nicht einmal einen halben Hektar Bodens, also im besten Falle ein kleines Haus mit etwas Garten. So ein Besitz kann höchstens eine Person, nie aber durch landwirtschaftliche Arbeit eine Familie ernähren. Die nächste Gruppe, zwischen einem halben und zwei Hektaren Bodens, umfasst 21.2 v. H. aller Besitze. Da auch dieser Gruppe die Möglichkeit fehlt, durch die Bearbeitung des Bodens nach alter Art das Leben zu fristen, folgt aus dem Obgesagten, dass unter normalen Verhältnissen ein Drittel der Bauernschaft in der Provinz zur äussersten Not verurteilt wäre, wenn nicht in verschiedener Hinsicht eine Umstellung der bisher geübten auf neue Erwerbsmethoden eintreten würde.

An mittleren Bauernhöfen, zwischen zwei und fünf Hektaren Bodens, gibt es 18.7 v. H., an solchen zwischen 10 und 20 ha 15.8 v. H., während der Rest von 8.1 v. H. auf grössere Besitze entfällt. Obwohl es heute, bei der grossen legalen und illegalen Nachfrage nach landwirtschaftlichen Produkten, dem Bauern nicht schlecht gehen kann, muss doch schon jetzt daran gedacht werden, wie sich das Bild im Frieden ändern wird.

Es ist ganz sicher, dass die übermässig hohen Preise für das Getreide und die Kartoffeln nicht mehr gezahlt werden werden. Daher wird es heissen, entweder davon mehr zu produzieren, als bisher, aber an ihrer Stelle lohnendere Kulturen zu wählen. Der Durchschnittsertrag der Felder in der Provinz liess noch in Friedenszeiten ziemlich viel zu wünschen übrig. Während je Hektar Feld in Deutschland 21.6 dz Weizen geerntet wurden, waren es in der Laibacher Provinz nur 9.7 dz. also nicht einmal die Hälfte. Aehnlich war die Lage beim Roggen, wo einem deutschen Ertrag von 17.3 dz ein solcher von 8.4 entgegenstand. Bei den Kartoffeln war das Verhältnis noch ungünstiger, man erntete in der Provinz je ha bloss 59.7 dz davon, gegen 160 dz in Deutschland. Es ist klar, dass sich ein Land mit einem so zerstückelten Bauernbesitz, wie er oben dargestellt worden ist, nicht den Luxus erlauben darf, den Boden nach veralteten Methoden zu bebauen und dass hier der eine Hebel angesetzt werden muss, um die Lage des Bauern auf die Dauer wirklich zu bessern. Eine Intensivierung auf den deutschen Vorkriegsstand in der Bodenbearbeitung und eventuell noch darüber hinaus würde dasselbe bedeuten, wie eine Verdreifachung des Bodenbesitzes der Bauern.

Auch die Viehzucht der Provinz ist hinter jener Deutschlands zurück. Wie hier das Verhältnis aussieht soll uns folgende kleine Tabelle vor die Augen führen, die die Zahl der einzelnen Viehgattungen je 100 ha landwirtschaftlichen Bodens darstellt:

Viehgattung	Deutschland	Prov. Laibach
Pferde	12.7	6.2
Rinder	75.7	44.8
Schweine	96.8	36.2
Schafe	16.2	4.1

Besonders ungünstig ist das Verhältnis bei Schweinen und Schafen. Hier müsste entschieden Wandel geschaffen und der Viehzucht die notwendige Aufmerksamkeit gewidmet werden, weil diese ja in normalen Zeiten einen weit besseren Ertrag abwirft als die Landwirtschaft auf kleinen und kleinsten Feldern. Dazu kommt noch der Umstand, dass die Verhältnisse für eine intensive Milchwirtschaft und Käseherstellung ausserordentlich günstig sind. Schon zur Zeit des früheren Jugoslaviens haben die hiesigen Gegenden sehr gute Erzeugnisse in der Art des Emmenthaler und des Trapisten-Käses geliefert. Sie wurden weit hinunter bis nach Serbien verkauft, das selbst bloss Schafskäse hervorgebracht hat.

In Einzelfällen, die mit der Zeit zur Regel werden könnten, hat es sich gezeigt, dass der Obstbau finanziell in dieser Gegend die besten Resultate zeitigen kann. So bestehen Berichte über Bauernhöfe, die ihre Obstgärten nach modernen Methoden eingerichtet und die Ernte so gut verkauft haben, dass sie in die Hunderttausende gehende Erträge abgeworfen hat. Ganz besonders geschätzt werden die hier gedeihenden Aepfel- und Birnensorten.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass es verschiedene Möglichkeiten gibt, die Ertragsfähigkeit der Bauernbesitze in der Provinz Laibach zu heben, von denen die folgenden drei die wichtigsten sind: Intensivierung der Bodenbearbeitung, Vergrösserung und Veredelung des Viehbestandes und Anwendung moderner Methoden im Obstbau, alles dies im Rahmen einer zielsicheren Planung, der die Behörden ihre volle Unterstützung nicht versagen werden.

mk

Gemüse in 1200 m Höhe

Die Versuche, den Gemüseanbau im Reich mit allen Mitteln zu fördern und dadurch den Nahrungsmittelhaushalt zu entlasten, haben im Alpenvorland zu bemerkenswerten Ergebnissen geführt. Hier war seit langer Zeit die ausreichende Versorgung der Bergbauern mit Gemüse eines der schwierigsten Probleme. Zunächst ging man zu ihrer Lösung daran, jene Gemüsearten zu erforschen, die sich zum Anbau auch bei schwierigen klimatischen Verhältnissen eignen. In grösseren Höhenlagen ist die eigentliche Sommerzeit nur kurz, so dass vor allem gegen kühle Witterung weniger empfindliche Pflanzen herangezogen wurden, und zwar Wirsing, Weisskraut und Blaukraut. Von dem in Kempten gelegenen Allgäuer Samenhaus wurden mit diesen Gemüsesorten Versuche angestellt, die gute Ergebnisse gezeitigt haben. Bei Ausfällen von höchstens 10 bis 15 Prozent wurden auch nach langandauernden Wintern von 1941 bis 1944 ausserordentlich frühe Ernten erzielt, und zwar ohne Frühbeet und Glas. Die Aussaat erfolgte im August auf ein gut vorbereitetes Gartenbeet. Sobald wie möglich wurden dann die Sämlinge in Abständen von 5 cm versetzt und, wenn sie genügend erstarkt waren, bei offenem Boden im Oktober oder November an diejenige Stelle gesetzt, an der im kommenden Jahr die frühe Kohlernte erwartet wurde. Auch bei einer Aussaat Mitte Dezember und bei schnee- und frostfreiem Boden hat es trotz der sehr späten Pflanzung kaum je einen Misserfolg gegeben. Die Pflanzen haben vielmehr dem stärksten Bergwinter getrotzt und ihn gut überstanden. Im Oberallgäu werden nun in 1200 m Höhenlage die Anbauversuche festgesetzt. Schon jetzt kann gesagt werden, dass auch in diesen Höhenlagen der Anbau bestimmter Gemüsesorten durchaus möglich ist. Man ist bestrebt, die Ausweitung des Anbaues auf Grund der bisher schon gewonnenen Erfahrungen so schnell wie möglich vorwärtszutreiben.

Rundfunk im Küstenland

Sonntag 8. Oktober 1944

Sender Triest. (M. 126,3 Kc/s 1140): 10: Messe aus S. Giusto. 14: Nachrichten in deutscher u. italienischer Sprache. 15.25: Slovenische Stunde. 16: Deutsche Soldatenstunde. 18.30: Fremdsprachiger Nachrichtendienst. 19.30: Was bringt uns die kommende Woche. 20: Nachrichten in deutscher u. italienischer Sprache. 20.30: Melodienzauber aus Triest. 22: Nachrichten in deutscher u. italienischer Sprache.

Montag 9. Oktober 1944

Sender Triest. (M. 126,3 Kc/s 1140): 14: Nachrichten in deutscher Sprache. 16: Deutsche Soldatenstunde. 17: Nachrichten in deutscher u. italienischer Sprache. 18: Viertelstunde für die Hausfrau. 18.30: Fremdsprachiger Nachrichtendienst. 19.40: Zehn Minuten mit den Arbeitern. 20: Nachrichten in deutscher u. italienischer Sprache.

Amtliches

Verteilung von gezuckerter Kondensmilch

Die Direktion des Landes-Ernährungsamtes gibt bekannt, dass ab heute bei allen Milchverteilern der Gemeinde Triest sowie bei der Verteilungsstelle der Cooperative Operaie, Via Cerreto Nr. 20 (Barcola Bovedo), bei dem Selcher F.lli Righi, Via Settefontane Nr. 6, bei dem Selcher ...ma, Piazza dell'Impero Nr. 11 und schliesslich bei den Geschäften der ... Giuseppe und Boik Mario, Opicina, eine Verteilung von zwei Büchsen gezuckerter Kondensmilch nur für die Gemeinde Triest und für die Verbraucherkategorien von 0-3 Jahren und über 65 Jahre gegen Abgabe des Bezugsabschnittes Nr. I der Karte für verschiedene Lebensmittel (mit blauer Aufschrift über 65 Jahre) stattfindet. Die Verteilung ist an keine Vormerkung gebunden.

Der Kleinverteilungspreis beträgt Lire 11.20 je Büchse.

Die Verteilung endet unwiderruflich am 19. d.M. und die Verteiler sind angewiesen, innerhalb 24 Stunden nach diesem Termin die Bezugabschnitte bei der Lebensmittelkartenausgabestelle abzugeben, um somit die Verteilung zu belegen und die Menge der ausgegebenen Ware ... wirken.

Triest, 6. Oktober 1944.

Der Direktor (Gerardo Romano)

Verteilung von Schweinefettfleisch

Die Direktion des Landes-Ernährungsamtes gibt bekannt, dass eine Verteilung von Schweinefettfleisch für die ... Oktoberwoche für die Gemeinde Triest und für die Gemeinden ... im Ausmasse von kg 0.100 gegen Abgabe der Bezugabschnitte ... Butter und Schweinefett der ... woche festgesetzt wurde. In der Gemeinde Triest wird das ... an folgenden Tagen verteilt:

Verbraucher der III. und IV. Gruppe: Dienstag den 10. Oktober; Verbraucher der II. Gruppe: Mittwoch den 11. Oktober; Verbraucher der I. Gruppe: Donnerstag den 12. Oktober.

Triest, den 7. Oktober 1944.

Der Direktor (Gerardo Romano)

Hartkäseverteilung

Die Direktion des Landes-Ernährungsamtes gibt bekannt, dass ab ... Oktober in der Gemeinde Triest ... Verteilung von Hartkäse im Ausmasse von kg 0.100 gegen Abgabe des Bezugsabschnittes Nr. 67 der Karte für verschiedene Lebensmittel IX. Ausgabe stattfindet.

An dieser Verteilung sind auch die Verbraucher der Gemeinden: Muggia, Dorligo della Valle, Monfalcone, ... Grado und Adelsberg gegen Abgabe der Bezugsabschnitte Nr. 89 und 90 der Karte für verschiedene Lebensmittel VII. Ausgabe berechtigt.

Die Lebensmittelkartenausgabestellen genannter Gemeinden sind aufgefordert, sich alsbald, spätestens ... Oktober, bei der Verteilungsstelle — Via Genova Nr. 9 — vorzustellen, um den Bezugschein für die zu verteilende Käsemenge in Empfang zu nehmen.

Die Verteilung endet unwiderruflich am ... den 14. Oktober.

Die Abgabepreise sind folgende: Grossverteilung franko Lagerraum des Grossverteilers Lire 27.65 für kg; Kleinverteilung franko Lagerraum des Kleinverteilers Lire 27.80 für kg; Kleinverteilung Lire 32 für kg.

Triest, den 7. Oktober 1944.

Der Direktor (Gerardo Romano)

Kartoffelverteilung an die Verbraucher der Gemeinde Triest

Die Direktion des Landes-Ernährungsamtes gibt bekannt, dass ab Dienstag den 10. Oktober eine Kartoffelverteilung im Ausmasse von kg 1 je Person an die Verbraucher der Gruppen I, II, III, IV, V, VI, VII, VIII, IX, X, XI und XII, stattfindet. Der Bezug erfolgt gegen Abgabe des Bezugabschnittes Nr. 59 der Karte für verschiedene Lebensmittel IX. Ausgabe.

An dieser Verteilung sind auch die Zivil- und militärischen Gemeinschaftsverpflegungen berechtigt.

Die Preise sind folgendermassen festgesetzt: Grossverteilung Lire 6, Kleinverteilung Lire 7.40.

Die Verteilung endet am 20. Oktober.

Triest, den 7. Oktober 1944.

Der Direktor (Gerardo Romano)

Kino u. Varieté

* Film in deutscher Sprache.

Triest

DEUTSCHES HAUS. 16 u. 19.30 Uhr: «Kollege kommt gleich» mit Carola Höhn und Albert Matterstock. *

...CE. 13.30: «Das Leben der anderen und Varieté.

...NALE. 14.30: «Glückliche Reise» mit Dora Komar, P. Kemp. *

EXCELSIOR. 14.15: «Schrammeln», mit M. Harell, P. Hörbiger, H. Moser. *

FILODRAMMATICO. 14: «Glückliche Tage» und Ensemble Cecchelin.

SUPERCINEMA 14.30: «Eine angenehme Täuschung», mit P. Javor.

ITALIA 14: «Das Lied der Nachtigall» mit E. Meyerhofer, J. Riemann. *

IMPERO. 14: «Canalgrande», ein venezianisches Liebesroman.

Udine

ODEON. 14: «Frauen sind keine Engel», mit M. Carel.

GARIBALDI. 14: «Liebesgeheimnis», mit Korbellor.

PUCCINI. 14: «Unerlaubte Liebe» mit G. Cervi, L. Ferida, A. Checchi.

IMPERO. 14: «Das Perlenband», mit M. Hoppe.

Fiume

TEATRO FENICE. 15: «Reise in die Vergangenheit», mit Olga Tschechowa, Ferdinand Marian, Margot Hielscher. *

S. GIORGIO. 15.30: «Schwarz auf Weiss» mit Hans Moser, Hans Holt und Paul Hörbiger. *

SALA ROMA. 14: «Der grosse Schatten».

Sussak

KINO JADRAN. 13.30: «Heinrich IV.» mit C. Calamai, L. Pavese.

Laibach

KINO SLOGA. 16 und 19 Uhr: «Warum lügst du Elisabeth?» mit Carola Höhn, Paul Richter. *

KINO UNION: «Opernball», mit Paul Hörbiger, Marte Harell, Theo Lingen u.s.w. *

KINO MATICA: «Kongo-Expreess» mit Marianne Hoppe, Willy Birgel, René Deltgen. *

Stellenangebote

Für Zentralregistratur eines angesehenen deutschen Betriebes wird Mitarbeiter(in) für sofort gesucht. Angestellte, die schon in Registraturen gearbeitet haben, werden bevorzugt. Kurzgefasste Bewerbung u. Nr. 383 erbeten an die «Deutsche Adria-Zeitung», Triest.

Stellengesuche

Dolmetscher, perfekt deutsch-italienisch, Maschineschreiben, sucht ab sofort Stelle. Angebote unter Nr. 381 an die «Deutsche Adria-Zeitung», Triest.

Perfekte Köchin (Wienerin) sucht passenden Wirkungskreis. Angebote Cassetta 20345 C Unione Pubblicità.

Verkäufe

Pelz, Schwarzpersianer, gute Gelegenheit zu verkaufen. Franca 10/1, 9-16.

Ankäufe

Deutsches Lexikon, auch ältere Ausgabe, jedoch nicht vor 1910, gegen Kasse sofort zu kaufen gesucht. Angebote unter Nr. 378 an die «Deutsche Adria-Zeitung», Triest.

Verschiedenes

Dame erteilt italienischen Unterricht. Gleichzeitig wird deutsche Konversation gesucht. Angebote unter Nr. 382 an die «Deutsche Adria-Zeitung», Triest.

Italienische Stunden werden von italienischem Lehrer erteilt. Angebote unter Nr. 384 an die «Deutsche Adria-Zeitung», Triest.

PHARMAZEUTISCHE PRÄPARATE DER Sanabo WIEN, 82

WISSENSCHAFTLICH IM AUFBAU
WIRTSCHAFTLICH IM GEBRAUCH
VERLÄSSLICH IN DER WIRKUNG

Empfehlenswerte Gaststätten u. Kaffees

in TRIEST

RESTAURANT BAR VITTORIA
Besitzer Romano Cinti
Via Valdirivo 36 Ecke Via 30 Ottobre
Beste deutsche und italienische Küche

Restaurant «Spatenbräu»
TRIEST
Via C. Ghega 7 - Telefon 80-31

CAFE' DANTE
VIA CARDUCCI Nr. 8
Täglich Konzert von 18 bis 22
Feinstes Gefrorenes

in GÖRZ

BAR VIATORI
KONDITOREI UND EISDIELE
GOERZ, Via Carducci 10

in FIUME

PRIMARIA GELATERIA
A. FONTANELLA
FIUME - Piazza E. Muti 1
FEINSTES GEFRORENES

Gute Fachgeschäfte

in TRIEST

Büroartikel

Druckerei, Reliefdruck, Gummistempel
BERNARDI
Triest, Via Mazzini 44 - Tel. 93-667

Damenmoden

Alles für die Dame
G. BELTRAME
CORSO E. MUTI

Tischlereien

KUNSTTISCHLEREI
Giulio SBOCCHELLI
Via della Tesa 14 - Tel. 90504
Spezialität: Schiffseinrichtungen, Büromöbel, Schlafzimmer u.s.w.

in GÖRZ

Blumen

GIUSEPPE BANDEL
Grosse Blumenauswahl
PIAZZA VITTORIA 6

Parfümerien

Parfümerie-und Drogenhandlung
A. GEROMET
Corso G. Verdi 11

in POLA

Verschiedenes

Haus der Meerfrüchte
POLA - Via Sergia 71
geöffnet auch an Feiertagen

in FIUME

Buchhandlungen

OLIVIERO BENUSSI
FIUME, Via De Domini 3, Tel. 645
Zeitungsvertrieb in- und ausländischer Blätter
Buchhandlung «GLOBUS»

Werkstätten

Rag. Rinaldo Griffini
FIUME, Via Garibaldi 3, Tel. 12-15
Spezialwerkstätte für Reparaturen von Rechen- und Schreibmaschinen

in SUSSAK

Buchhandlungen

Buch- und Papierhandlung
J. AHMETOVIC
Zeitungsvertrieb in- und ausländischer Blätter
SUSSAK, Jelacicev trg

Wie der **deutsche** Gefreite in den **englischen** Regimentsbefehl kam ....

... und sechzig andere Kurzgeschichten über soldatische Taten aus diesem Krieg werden im neuesten Heft der großen Bilderzeitschrift SIGNAL geschildert. Außerdem gibt es wieder viel Interessantes zu sehen und zu lesen. Besonders aufschlußreich: der packende vielseitige Sonderbildbericht über den Aufstand in Warschau

Signal

Überall zu haben für 4 Lire

Istituto Nazionale delle Assicurazioni

Versicherungsbestand (in Kraft) im Ende 1942:	über 30 Milliarden Lire
Technische und Vermögensreserven Ende 1942:	über 8 Milliarden Lire

Agenturen des I.N.A. befinden sich in jedem Provinzhauptort

In der kundigen Hand des Arztes wurden deutsche Arzneimittel zu einem Segen für die europäische Volksgesundheit. Sie sind es auch heute. Millionen vertrauen ihnen und ...

Vertrauen ist der erste Schritt zur Gesundung!

BAYER
ARZNEIMITTEL

MM
SEKTKELLEREI
Matheus Müller
ELTVILLE
Rhein

Luft wurde Rohstoff

Noch vor wenigen Jahrzehnten war der Chilesalpeter für die Bodendüngung der ganzen Welt unentbehrlich. Das wurde erst anders, als es deutschen Forschern gelang, aus der Luft Stickstoffdünger zu schaffen. Das ist ein Beispiel von vielen, was Deutschland der Welt gab. Zu den jüngsten Forschertaten gehört die Schaffung von Milei. Es wird aus der Milch gewonnen und tauscht das seltene Hühnerei kochtechnisch und backtechnisch aus.

Milei

der milchgeborene Ei-Austauschstoff

Die Schanzer

STIMMUNGSBILD VOM STELLUNGSBAU IN OST UND WEST

Von R. Pförtner

Eines Tages wurden sie gerufen, mitten aus der Arbeit heraus und vielfach so kurz und unvermittelt, dass sie schon in den Kolonnen marschierten, ehe sie überhaupt wussten, wohin und worum es ging.

Manche sahen sich nachts aus dem Bett geholt, so dass sie kaum die Minute fanden, eine Decke zu greifen und Proviant mit auf den Weg zu nehmen. Andere hatten einen Tag Zeit ihr Päckchen zu packen und ihre wollenen Socken, Arbeitshosen und Stiefel für einige Wochen Schanzarbeit herzurichten und den Spaten am Schleifstein zu schärfen.

Sie kamen von den Aeckern Ostpreussens, aus den Kohlengruben Oberschlesiens, von den Weinbergen der Pfalz, des Rheins und der Mosel, sie kamen aus Fabriken, Behörden und Aemtern, sie waren Bauern, Arbeiter, Angestellte, Beamte und Unternehmer — aber die jüngsten waren sie alle nicht mehr, und wo sie in den ersten Tagen mit den Einheiten der HJ im Wettbewerb standen, war das Mithalten für sie schwer genug.

Manche waren nach einem kurzen Marsch an Ort und Stelle, und als sie den ersten Spatenstich taten, war es Heimaterde, die sie in den Fäusten wogen. Sie waren von der Grenze und wussten, was gespielt wurde. Andere kamen von weither. Sie hatten einen oder zwei Tage Fahrt hinter sich und waren müde, als sie eintrafen. Sie hatten keine Ahnung, wo die Grenze verlief, die sie schützen sollten, und ausser gutem Willen brachten sie nichts mit.

Dieser wurde in den nächsten Tagen auf eine harte Probe gestellt. Sie fanden vorerst noch wenig vorbereitet. Es gab eine örtliche Organisationsstelle, es gab Abschnitte und Unterabschnitte, es gab Männer, die für Verpflegung und Unterkunft, für Transport und Geräte verantwortlich waren. Aber sie alle konnten zunächst wenig helfen, da die Organisation ja nur erst auf dem Papier stand. So blieb den Schanzern nichts anderes übrig, als in Schulen oder Sälen zu kampieren oder auch, in eine Decke gewickelt, unter freiem Himmel, über sich die Sterne.

Früh in der Morgenstunde begannen sie dann zu schippen. Sie wussten nun, dass Stellungen gebaut werden sollten, dem Lauf der Grenze folgend. Doch über das «Wie?» waren sie sich noch keineswegs im klaren. Die von der Wehrmacht abgestellten Pionieroffiziere waren mit der Erkundung des Geländes vollauf beschäftigt —, ausser einigen Messzahlen, die verbindlich für alle Gräben festgelegt waren, und Richtungswei-sern, die den Lauf der Stellung markierten, bestanden keine Vorschriften.

So fing man eben an, wie man es für gut und nützlich hielt, und da Weltkriegssoldaten genug unter den Schanzern waren, geriet auch, was man baute. Bereits nach vierundzwanzig Stunden zickzackte ein mannstiefer Graben durchs Gelände, saftige Weiden und erntereife Felder durchquerend, in den Steilhang eines Flussufers geschnitten, Höhen im flotten Anlauf nehmend. Zwei Tage später war der Anschluss an den Nachbarabschnitt erreicht, Laufgräben entstanden, die ersten MG-Stände wurden gebaut, Gefechtsstände und Artilleriestellungen ausgehoben, und man konnte bereits die Umrisse der fertigen Stellung ahnen.

So wuchs das Werk unter ihren Händen... und es war niemand mehr, der darüber nicht ein tiefes und ehrliches Gefühl der Genugtuung und klaren, männlichen Stolz empfand. Obwohl diese ersten Tage ihnen allen weidlich zu schaffen gemacht hatten, obwohl sie erst lernen mussten, Hacke und Spaten zu führen; obwohl die Schwielen in den Händen täglich härter und lederiger wurden; obwohl die Hitze dieser Sommerwochen ihnen zusetzte, dass sie völlig auszudörren glaubten; obwohl eine bleierne Müdigkeit sie abends auf ihre Pritschen und Strohlager warf... jetzt, da sie leibhaftig spürten, dass sie vorankamen, tat das alles nichts mehr. Und wenn sie nach guter, alter Art aus dem Sack ihrer Flüche auch weiterhin die grimmigsten hervorholten —, sie fassten wacker zu und konnten verdammt unangenehm werden, wenn sich einer der ihren vor der Arbeit zu drücken suchte.

Sie hatten jetzt auch keinen Grund mehr, ungehalten zu sein. Es war Ordnung in die Dinge gekommen, schneller, als man es eigentlich erwarten durfte. Die Unterkünfte standen blitzblank da, mit Tagesräumen und Schlafsälen, die Verpflegungswagen rollten, und mittags bei der Essenausgabe konnte man nachfassen, solange es dem hungrigen Magen behagte. Sie hatten jetzt auch eine eigene Zeitung, die Postzustellung klappte, und der Rundfunk trug ihnen die neuesten OKW-Berichte zu. Wenn sie auf Urlaub fuhren, meldeten sie sich nach drei Tagen stramm zurück. Sie nahmen es längst mit den Hitlerjungen auf, die ihnen zuerst ein kräftiges Stück vorgelegt hatten. Fast ständig stiessen noch neue Kameraden zu ihnen, und aus den umliegenden Dörfern beteiligten sich auch die Frauen an der Arbeit. Sie kochten, wuschen und hielten die Quartiere in Ordnung — und wo es sich einrichten liess, stellten sie den Schanzern sogar Blumen auf den Tisch. Viele griffen auch selber zum Spaten und schaufelten mit den Männern um die Wette, obwohl die Arbeit nicht nur schwer, sondern auch gefährlich war.

Denn der Gegner hatte natürlich längst Wind bekommen. Aufklärer zogen täglich über die Linien weg, von den Schanzern misstrauisch beäugt. Dann und wann rasten aber auch Tiefflieger über die Stellungen und zwangen die Schippenden in die Horizontale. Im Osten waren es Partisanenverbände, gegen die man sich sichern musste — hier hatten sie erst Ruhe, nachdem sich die als Wachmannschaften eingesetzten SA-Männer den notwendigen Respekt verschafft hatten. Auch die Arbeit wurde nicht leichter. Da gab es Gebirgsmassive, in denen man sich Meter um Meter vorwärtssprengen musste, Niederungen, da man schon in einem halben Meter Tiefe auf Grundwasser stiess, Sandböden, in denen kein Graben hielt, der nicht sorgfältig faschiniert war. Sie wurden damit fertig. Denn selbst die Studienräte, Assessoren, die Buchhalter und Rechnungsräte waren längst Fachleute geworden und massen sich — zumindest theoretisch — dieselben Kenntnisse zu wie die Kameraden vom Handwerk, aus den Fabriken oder vom Bergbau (deren Erfahrungen in der Anlage von Stollen den Stellungen besonders zugute kamen). Ihre Sprache war jetzt mit zahlreichen neuen Worten gespickt. Sie sprachen von Panzergräben und oberer und unterer Breite, von spanischen Reitern, Tobruk-Ständen, OT-Bunkern, sie massen fachmännisch die Tiefe eines Unterstandes und verstanden sich auf die richtige Zusammensetzung und Mischung von Beton, auch ohne Mischmaschinen.

War es dieses völlig Andersartige ihrer Arbeit, das sie in diesen Wochen und Monaten so sehr verwandelte? War es das Erlebnis einer neuen, sie alle verjüngenden Kameradschaft? Oder das Bewusstsein, in einer der kritischsten Phasen des Krieges dort gestanden zu haben, wo in solcher Zeit der Platz des Mannes ist? Genug — aus ihren Gräben wuchs den Schanzern eine Zuversicht zu, wie sie ihnen in dieser Stärke und Bedingungslosigkeit selber neu war.

Selbst den zerrupften und angeschlagenen Verbänden, die müde und abgekämpft an den Stellungen vorbei ins Hinterland strömten, vermochten sie diese erschütterungsfreie Stabilität ihrer Herzen zu demonstrieren — wenn sie nach Tieffliegerangriffen unverdrossen ihre Arbeit wieder aufnahmen und selbst im Donner der Kanonen, als handele es sich um das Wuppdata einer ferner Dorfmusik, gelassen weiterschippten, nicht in einem billigen, allzu jungen Ueberschwung der Gefühle, sondern erfüllt von der nüchternen Bedächtigkeit des Alters, hinter der doch ein unverrückbarer Glauben war und der Wille, das Letztmögliche zu versuchen.

Viele von den Schanzern sind inzwischen an ihre Arbeitsplätze zurückgekehrt, und ihre Stellungen sind von der Truppe bezogen. Sie haben sich, wie im Falle Ostpreussen, bewährt und wertvolle Dienste geleistet. Aber das ist nicht das Entscheidende. Wichtiger ist, dass in diesen kritischen Spätsommermonaten, den kritischsten dieses Kriegs da der Feind einmal im Osten und dann im Westen alle Chancen zu haben schien, ungehindert in das Reichsgebiet einzudringen, die bedrohte Heimat Männer und Frauen und selbst Jugendliche genug zu mobilisieren verstand, der gefährdeten Front den Rücken zu stärken, und darüber hinaus die Kraft aufbrachte, den Mut, wo er zu schwinden drohte, neu zu entfachen, und Krisenerscheinungen, wo sie sich auch zeigten, auszutreten.

In den Schanzern schuf sich dieser Lebenswille der Heimat die lebendige Verkörperung. Hier brach, im ländlichen Osten sowohl als auch im hochindustrialisierten und seit Jahren durch den Luftkrieg hart betroffenen Westen, ein Kraftstrom auf, den man in seinem ganzen Ausmass erst später begreifen wird. Man wird dann erkennen, dass das Reich in diesen Wochen nicht nur seine Grenzen, sondern auch seine Seele gegen jede Anfälligkeit und Schwäche zu verschanzen verstand.

Das Volk ist aufgestanden, das Vaterland zu schützen. Selbst die Aeltesten wollten nicht zu Haus bleiben!
Aufn.: Atlantik-Boesig und PK. Schn.

IM BLICKFELD DER ADRIA

TRIEST

Diebstahl in einer Fleischerei

Dieser Tage drangen Diebe in ein Fleischgeschäft in der Via San Michele ein und stahlen für mehrere Tausend Lire Fleisch- und Fettwaren. Die Täter konnten bis jetzt noch nicht ermittelt werden.

FRIAUL

Knabe erschossen

Während der Arbeit auf dem Hof eines Hauses in Gemona wurde ein 14jähriger Knabe durch ein aus unbekannter Richtung kommendes Geschoss getroffen. Er starb noch ehe man ihm Hilfe bringen konnte.

FIUME

Raffinierter Betrüger verhaftet

Der Polizei in Fiume gelang es, einen Mann zu verhaften, der eine besonders raffinierte Methode ausgeklügelt hatte, um zu Lebensmittel zu kommen. Er pflegte sich in Zügen an Reisende heranzumachen, die Lebensmittel mit sich führten, gab sich als Polizist aus und bot ihnen an, die Lebensmittel vor der Wirtschaftspolizei in Sicherheit zu bringen. Das tat er allerdings so gründlich, dass auch die Besitzer beim Eintreffen auf den Bahnhof nichts mehr vorfanden, weder den angeblichen Polizisten noch die ihm anvertrauten Sachen. Wie sich herausstellte, verkaufte der Schwindler, der seine Tätigkeit hauptsächlich auf der Strecke von Sappiane nach Fiume ausübte, die erbeuteten Waren im Schwarzhandel.

VENEDIG

Jugendliche unter 16 Jahren vom Arbeitseinsatz befreit

Auf Veranlassung der deutschen Platzkommandantur von Venedig, Abteilung Arbeit, werden Jugendliche im Alter von 14 bis 16 Jahren von der zivilen Arbeitsleistung befreit. Männer über 16 Jahre erhalten pro Arbeitstag 50 Lire, die Frauen 40 Lire Entgelt. Es werden ihnen wöchentlich folgende Sonderrationen an Lebensmitteln zugeteilt: 1 Pfund Mehl, 1 Pfund Zucker, 1½ Liter Wein, 50 gr Salz und 21 Zigaretten. Die früheren Arbeitgeber sind verpflichtet, den Arbeitern 2/3 des bisher au zahlten Lohnes weiter zukom zu lassen. Die Arbeitsleistung Einberufenen wird nur vor gehend in Anspruch genomm Die abendliche Rückkehr der beiter nach Hause ist gesich

PADUA

Ein ganzes Haus geplünd

25 bewaffnete Banditen d gen des Nachts in die Woh eines aus Padua nach Palu kuierten Mannes ein und gen sowohl ihn als auch die gen Hausbewohner unter drohung von Waffengewalt, sämtliche Wäsche, Schuhe, der, Wertgegenstände und geld im Gesamtwert von einer Million Lire auszuliefe

FERRARA

Fahrräder bis 10. Oktober den. Der Meldetermin für räder ist auf den 10. Oktober schoben worden. Die Fahr sitzer werden darauf aufmer gemacht, dass nach diesem tum alle nicht gemeldeten räder beschlagnahmt werden.

Friaul unter Fürsten und Patriarchen

Aus der wechselvollen Geschichte eines Grenzland

Gleich einem Amphitheater senkt sich das Land, von dem Alpenbogen angefangen über das Hügelland und die Ebene zum Meer hinab. Von den fichtenbewaldeten Tälern, zu den lieblichen, von Burgtürmen bekränzten Hügeln, zur grünen, von Flüssen und Bächen durchflossenen Ebene, besät, mit dicht bevölkerten Ortschaften bis zu den leuchtenden Lagunen lebt ein starkes arbeitsames Volk. Das ist Friaul. Langsam und schwierig erwirbt man sich hier Freunde, aber in keinem Lande ist die Freundschaft dann so aufrichtig und andauernd.

Das westliche Friaul (Provinz von Udine) ist ein ethnografisch geschlossenes Gebiet, in dem man friulanisch spricht oder die venetische Mundart, zu der auch der Triester dialekt gehört. Es gibt auch eine slowenische Minderheit (etwa 40 000 Menschen, deren Vorfahren schon im VII. Jahrhundert einwanderten) im Gebiete von San Pietro al Natisone, in den Gemeinden von Lusevera und Platischis und einigen Weilern der Gemeinden von Montenars, Attimis, Faedis, Torreano, Prepotto und der Spracheninsel Resia. In Sauris und Timau aber, zwei kleinen Ortschaften Karniens, sprechen etwa 2000 Einwohner deutsche Mundarten. Man kann in Timau Einwanderungen aus Kärnten feststellen, während sich in Sauris die Nachkommen deutscher mittelalterlicher Söldner angesiedelt haben.

Friaul bildete vom Tagliamento bis zum Risanoflusse in Istrien die «Decima Regio», d. h. die zehnte italische Provinz des altrömischen Reiches, das zur Verteidigung seiner Grenzen mehrere Soldatenansiedlungen schuf, darunter Aquileja und Forum Julii (Cividale). Von diesem «Forum Julii», langsam in Friuli abgekürzt, bekam das Land seinen Namen. Aber vom 402 bis 408 stieg Alarich mit seinen Goten die Alpen hinunter und Attila verwandelte 452 Aquileja in Schutt und Trümmer und wieder nach einem Jahrhundert überflutete Alboin mit seinen Scharen Italien. Vom Gipfel des Matajur bei Karfreit blickte er in die Ebene und sagte: «Das ist mein Land!»

Mit ihm beginnt nun die Herrschaft der Langobarden, die aus Friaul ihr erstes, mächtiges Herzogtum machten. In Forum Julii (Cividale) erblicken vier Langobardenkönige das Licht der Welt. Umsonst versuchen später die Langobarden, von Karl dem Grossen besiegt, sich in Friaul gegen ihn zu empören.

Nachdem im Kaiserreich feste Ordnung geschaffen worden war, erhob Karl der Grosse das Friaulerland zur Mark. Es war der friaulische Markgraf Heinrich I., der sein friualisches Heer, mit slovenischen Scharen verstärkt, zwischen Donau und Theiss zum Angriff gegen das Avarenlager führte, und ein friaulischer Herzog, Berengarius, wurde 888 der erste König Italiens und Kaiser.

Dann kam die Herrschaft der Patriarchen von Aquileja. Eine blutige Zeit. «Kriege der Burgherren gegen den Patriarchen von Aquileja, der durch die Gunst des Kaisers Herrscher von Friaul wurde. Langsam wurde aus diesen Kleinkriegen ein Krieg aller gegen alle und führte zur fürchterlichen Verwüstung des Landes, so dass man sagen kann, dass es in Friaul keine Burg gab, die nicht mindestens einmal zerstört und auch keine Ortschaft, die nicht mehrmals angezündet und ausgeplündert wurde. «Wenn einige Städte, dank ihren festen Mauern und dem Mut der Bürger sich der äusseren Feinde erwehren konnten, verfielen sie jedoch unvermeidlich dem Bürgerkrieg», wird berichtet. Und da die Herrschergewalt vom Kaiser ausging, waren alle Patriarchen, trotz ihres Amtes als Würdenträger der Kirche, meistens Ghibellinen. Aber ihre Macht war so gross, dass das Papsttum die Kirche von Aquileja zur zweiten nach der römischen erklären musste.

Im Jahre 1420 begab sich Friaul, der ewigen Bürgerkriege und der feudalen Vergewaltigungen müde, in den Schutz der Stadt Venedigs. Friedlichere Zeiten brachen an. Sie wurden zwar von 1472 bis 1499 von Türkeneinfällen und vom Parteienhader, der in der Karwoche 1511 die Strassen von Udine blutig färbte, sowie durch den Krieg gegen Kaiser Maximilian (1508-1514) und ein Jahrhundert später durch den Krieg von Gradiska (1618) gestört, aber sonst lebte das Land doch in geordneteren Verhältnissen.

Und wieder wechselte die Herrschaft. Napoleon besiegte 1797 die Oesterreicher am Tagliamento, erklärte von Palmanova aus an Venedig den Krieg und d den Frieden von Campofor kommt Friaul an Oester 1866 kommt es teilweise und am Ende des ersten Weltkri gänzlich an Italien.

Friaul umfasst gegenwärtig Provinz von Udine und Teile Provinz von Görz mit einer fläche von 6582 qkm und 7 Bewohnern. Udine selbst hat Zahl von 65 000 Einwohnern, jedoch in der letzten Zeit trächtlich angewachsen sein d

Um das Jahr 1238 übersiedel die Patriarchen von Cividale Udine.

Auf dem kleinen einsamen gel wurde die Burg erbaut im Schutze dieser wuchs die schaft aus einer Umwallung andren zur Stadt. Hier wohnten Patriarchen, von Berchtold Ludwig von Teck und später venezianischen Statthalter 1420 bis 1797. Aber beim Erd ben 1511 fiel die Burg in Tr mer. Das Palais, das an Stelle trat, wurde von dem V zianer Fontana entworfen der Grundstein 1517 gelegt.

In der Folge wurde das gr artige Gebäude jedoch d allerlei Veränderungen verun Es diente als Gefängnis, dann Fort und bis in die neueren ten als Kaserne, aber noch es Spuren vergangener Schö

V. Orv

Wenn es auch nichtmehr die alte «Burg» ist, — noch steht das Kas von Udine stolz und dräuend über der Stadt, die in den Talkes hingeschmiegt, sich westhin zu Füssen seiner Mauern brei
Aufn.: Marker

UNSER AUSLANDSBERICHT

Denken alle Spanier so?

Begegnung mit einem Kämpfer der Blauen Division
Das verpflichtende Kreuz

SEVILLA

Das schwarze Kreuz ist eine dunkle und düstere Mahnung. Man erblickt es vom Flughafen in Madrid aus, wenn die Menge schwatzender und eleganter Fluggäste sich in die Zollhalle begibt, und man einen Augenblick lang allein dort stehen bleibt, wo die Ju 52 wieder die Erde berührt hat. Dann geht plötzlich der Blick an den Horizont der Kastilischen Hochebene, sucht im Unbekannten, und sieht das Kreuz, das einen Hügel umspannt. Fast unwirklich wirkt dieses schwarze Symbol in seinen überdimensionalen Massen. Kein blauer Himmel, kein flimmerndes Sonnenlicht nimmt ihm die dunkle Schwingung. Der Fremde steht ihm fragend gegenüber. Wie von ungefähr kommt die Antwort. «Darum kämpfen wir gemeinsam mit Euch» sagt plötzlich eine tiefe melodische Stimme. Vor mir steht ein junger, spanischer Offizier: «Si, Si Senora», wiederholt er, «das ist die Triebkraft der Blauen Division: jenes fürchterliche Erlebnis der spanischen Revolution, deren Stationen alle so düster sind wie dieses schwarze Kreuz am leuchtenden Himmel».

Ich erfuhr von ihm, den das Eiserne Kreuz I. und II. Klasse schmückte, dass jener Hügel, über den das dunkle Symbol gebreitet ist, eine Schreckensstätte im spanischen Bürgerkrieg war. Hierhin schleppten die Roten Tausende von Gefangenen aus den Gefängnissen der Stadt, um sie auf das Grausamste zu massakrieren. Hier liessen treue und mutige spanische Nationalisten, Greise, Frauen und Jünglinge ihr Leben. Aus ihrem Massengrab steigt die Botschaft, die Spanien der Welt zu künden hat.

«Die Völker», so begann der spanische Offizier von neuem, «die den Weckruf der nationalspanischen Trompeten ebensowenig verstanden wie den heldenhaften Kampf um Europas Leben, müssen jetzt bitter zahlen. Sie werden alle untergehen, die Finnen, die Bulgaren, die Rumänen. Denn wer leben will, darf sich nie ergeben. An jedes Volk geht in seiner Geschichte oftmals der Ruf, den nationalen Bestand mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Wo das Wort nicht mehr ausreicht, tritt eben die kriegerische Auseinandersetzung der Kräfte ein».

«Denken alle Spanier wie Sie?», fragte ich ihn. Das Gesicht des jungen Offiziers nahm für ein paar Sekunden einen schmerzlichen Ausdruck an.

«Fliegen Sie auch weiter nach Sevilla?», fragte er nach einer Weile des Schweigens, in der das Auge auf dem fernen, von Leid umschatteten Hügel geruht hatte. «Ich frage Sie», fuhr er fort, «weil ich glücklich wäre, Ihnen eine Antwort, wenigstens für einen grossen und wichtigen Teil meiner spanischen Brüder zu geben. Und weil in Ihrer Frage — doch wohl einige Zweifel mitschwangen».

«Sie fragten mich», so begann der Kämpfer der Blauen Division nach einer Pause wieder, «ob alle Spanier so denken wie ich. Sehen Sie, es kommt nicht darauf an, was alle denken, sondern es kommt auf die an, die so denken. Die geistige Führung ist immer eine Minorität. Und die Führung denkt wie wir von der Blauen Division».

Zum Abschied schrieb mir der spanische Offizier auf einen kleinen Zettel etwas, was mich sehr bewegte. Es waren einige Sätze aus dem Glaubensbekenntnis der alten, spanischen «Fremdenlegion», Bekenntnisse, wie er sagte, die auch heute noch ihre Geltung haben: «Der Legionär muss gehorchen bis in den Tod. Er muss immer und überall kämpfen ohne Rast, ohne die Tage, die Monate, die Jahre zu zählen. Im Kampf zu fallen, ist die höchste Ehre. Der Tod kommt nur einmal. Der Tod kommt ohne Schmerz. Es ist nicht so furchtbar zu sterben, wie es scheint. Das Furchtbarste ist, als Feigling weiterzuleben.

Die Fahne des Bataillons ist glorreich, weil sie für das Blut der Legionäre zeugt. Jede Nation ist tapfer. Darum geziemt es uns, zu erweisen, welches Land das tapferste ist. Lang lebe Spanien! Lange lebe die Legion! Lang lebe Europa!» setzte mein Begleiter hinzu.

Wir trennten uns vor dem Kreuz, das Antonio Primo de Valera geweiht ist. Die Nacht senkte schon ihr dunkelblaues Kleid über die südliche Stadt. Der fröhliche Lärm wurde zur zärtlichen Liebesmusik. Das Leben ist stärker als der Tod. Und aus jedem Sterben wächst die Wiederkehr. Das war es, was Spanien mich lehrte, mir schien, als hätten am Himmel Andalusiens in dieser Nacht Tausende von schwarzen Kreuzen gestanden. Vielleicht waren sie ein Widerschein der Gräber derer, die vor uns starben und uns gemahnen, den begonnenen Weg zu Ende zu gehen. Damit Europa lebe!

Gisela Döhrn

HUMOR - ITALIENISCH GEWÜRZT

Zeichnungen aus «Quattrocentoventi» und «Comic

Futurismus: «Jetzt verstehe ich, warum es Menschen gibt, die das Land nicht lieben...»

Unter Vagabunden: «Gehst Du heute abend aus?»

Nichtstuer: «Da behaupten sie nun, wir wären zu nichts gut, und haben keine Ahnung wieviel Mühe und Arbeit es kostet, einen perfekten Foxtrott zu tanzen!»

Das richtige Heilmittel: «Was heisst hier Lebertran, was heisst hier Stärkungsmittel! Vier gutsitzende Ohrfeigen und er wird sofort wieder auf dem Posten sein.»

Findling: «Er wurde als Kind ausgesetzt und da ihn niemand aufgenommen hat, ist er halt so gewachsen!»